Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 60 (1989)

Artikel: Laterna Magica : 2. Teil [Fortsetzung]
Autor: Mieg, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918062

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Laterna Magica (2. Teil)

von Peter Mieg

Diese Erinnerungen wurden zum Anlaß des 80. Geburtstages von Peter Mieg in einem Privatdruck von beschränkter Auflage herausgegeben. In den «Lenzburger Neujahrsblättern» sollen sie nun fortlaufend veröffentlicht werden.

Ich war im Grund gar nicht für diese Welt gemacht, hatte nicht die Kräfte, um in ihr zu bestehen, und habe nun bis zum heutigen Tag zwischen den Fährnissen hindurchzukommen gewußt: ich würde es als Lavieren bezeichnen. Oder Schicksal und höhere Fügung haben mich bis zum heutigen Tag bewahrt. Wie aber kam es, daß ich, ein überempfindliches, ein anfälliges Kind, das als blutarm galt und das zu Hause eine Kur mit Levicowasser machen mußte, dennoch, im Künsterlischen, einen eigenen Willen hatte?

Macht- und Führertrieb ging mir ganz ab. Dennoch wurde ich als «Hofkommandant» bezeichnet, nämlich unter den Gespanen, die in den Nachbarhäusern lebten und die oft meinen Ideen folgten. Namentlich als es galt, ein Operchen aufzuführen, dessen Text meine Mutter, dessen Musik ich nach dem Märchen von Andersen über den Kaiser und die Nachtigall geschrieben hatte. Ich zählte vierzehn Jahre, als im Januar 1921 die Aufführung mit den Mädchen der Nachbarschaft stattfand. Jahre und Jahrzehnte nachher bekam ich zu hören, wie unnachsichtig ich diese Mädchen für ihre Rollen gedrillt hatte und wie wütend ich werden konnte, wenn sie ihren Part fehlerhaft ausführten. Der Fundus an Kostümen in den unergründlichen Wandschränken bei uns und unsern Verwandten im ersten Stock, den Damen Schwarz, lieferte die Garderobe, meine Mutter half beim Herstellen der chinesischen Hüte, sie wirkte auch als Souffleuse, indes eine Dame, ebenfalls aus unserer Verwandtschaft, Tante Olga Zweifel, die Begleitung am Klavier übernahm. Nicht daß sie eine große Pianistin gewesen wäre. Sie spielte Klavier, wie man in jedem Haus Klavier spielte, nicht entfernt so geläufig wie die Großeltern und Großmutter Mieg. Großmama Mieg, damals schon krank, spielte nicht mehr.

So hielten wir uns an Tante Olgi, Ogi genannt, die für uns etwas Exzentrisches hatte. Sie war bei ihrer Schwester in Riga gewesen und hatte von dort das Cigarettenrauchen mitgebracht. Wir übten auch wohl bei ihr, in dem Haus an der Aavorstadt im zweiten Stock, in jenem Salon

Familienausflug (Ort nicht definiert), von links nach rechts: Carl Brodmann, Aerni Mieg, Alice Brodmann, Margrit Mieg, Hedi Kienast, Onkel Heinrich Kienast, PM, Hedi Mieg-Hünerwadel, Arnold Mieg, Tante Else Kienast-Hünerwadel, Liesel Kienast, um 1910.

mit den lichtblauen Wänden, den roten Vorhängen und den roten Polstermöbeln. Das dunkelbraune Klavier stand schräg in einer Zimmerecke. Den Klavierauszug des «Barbier von Sevilla», aus dem sie und ihr Vater offenbar sangen, erbte ich von ihr. Tante Ogi war nicht allein durch das damals ausschließlich den Herren vorbehaltene Rauchen eine Außenseiterin. Im Damenbad, in das ich, als wohl Dreijähriger, meine Mutter begleiten durfte, und dessen von der Sonne beschienene Planken ich heute noch rieche wie auch die braungebrannte, ganz verschrumpelte Badewärterin, pflegte Tante Ogi im Schatten eines roten Schirms zu schwimmen. Das war ein unerhörter und einmaliger Anblick; ihre tiefe sonore Stimme, das goldene Bracelet, das sie auch im Wasser anbehielt, waren für mich Ausdruck des Extravaganten.

Tante Ogi hatte, was weiterhin zu ihren kleinen Ausgefallenheiten gehörte, die Gewohnheit, die Milchzähne von kleinen Kindern zu sammeln. Also brachte auch ich ihr jeden ausgefallenen Milchzahn, den man unter dem Katzenloch auf die zum Estrich führende steinerne Treppe legte, auf daß «das Mäuschen» ihn hole und stattdessen eine Tafel Schokolade bringe. Täglich machte ich mehrmals einen Besuch in dem benach-

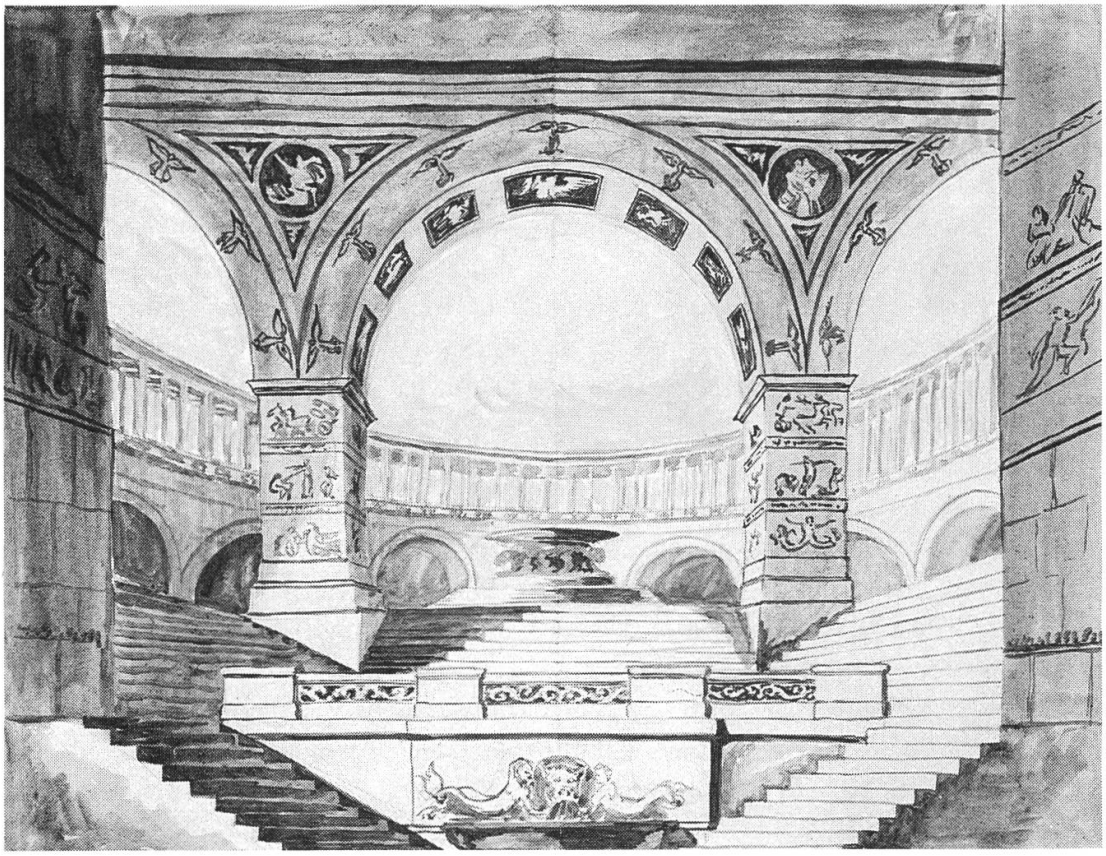
barten schönen Haus, um mit Ogi durch das Katzenloch zu spähen, ob «das Mäuschen» den Zahn schon geholt habe. Es dauerte oft Tage, bis das der Fall war; eine subtile Art von Sadismus muß als Antrieb zu dem Tun der Tante angenommen werden.

Die Besuche in jenem herrschaftlichen Haus waren im übrigen nicht ohne andere Faszinationen. Wurde die schwere Haustür mit den Messingklopfern geöffnet, wehten einem die Düfte des Orients entgegen, in dem Gemisch von wunderbaren Spezereien und von Tabakrollen. Zur Linken war das Detailgeschäft mit all den Gewürzen und Köstlichkeiten des Kolonialwarenhandels, zur Rechten das Lager. Selten war einem Kind vergönnt, vom Laden einen Blick in das Comptoir zu werfen, wo Ogis Vater und dessen Bruder, ergraute und respektgebietende Herren mit rotem Fez auf dem Kopf, über ihren Büchern saßen. Erst später erhielt ich die Kunde, daß das Hauptbuch des Geschäfts an eiserner Kette befestigt war.

Tabak zum Schnupfen bildete einen wesentlichen Zweig der Firma Zweifel, wie auch im Geschäft meines Großvaters und Vaters: sie betrieben Kolonialwarenhandel en gros; vor allem wurde Kaffee importiert. Schnupfen von Tabak ist aus der Mode gekommen. Man schnupft heute heftigere Dinge, welche die Fahrt ins künstliche Nirwana beschleunigen. Vielleicht wird das Schnupfen mit Tabak wieder einmal Mode? Es ist vergleichsweise harmlos, doch anregend. Der täglich mehrmalige Griff meines Großvaters Hünerwadel in die goldene Tabatière war mir so vertraut wie sein Morgenbesuch, seine Begleitung der Kinderlieder, von denen ich mehrere ihrer Traurigkeit und Heimwehbangigkeit wegen kaum ertrug. Oder sprachen mich die Bilder zu jenen Liedern so eindringlich an? Durchblättere ich alle die erhalten gebliebenen bebilderten Liederbücher mit dem Titel «Kindersang, Heimatklang», wird mir die Stimmung aus jeder dieser Landschaften mit dem Mond, mit der Tanne im Schnee, mit dem Lindenbaum, mit den Figuren, die ich auf mein eigenes Dasein bezog, gegenwärtig.

Zum Teil Volkslieder, zum andern Lieder nach bedeutenden Komponisten, Schubert, Nägeli, Froehlich, handelten sie von Menschen, die auszogen, die unglücklich waren, geschildert in ausgesprochener Heimwehsentimentalität, und der Gedanke, es könnte mir gleich ergehen und ich müßte in die Ferne ziehen, bewegte mich zutiefst. Daneben fanden sich auch die bekannten Weihnachtslieder. Die Illustrationen, künstlerisch durchaus könnerisch, riefen Gefühle wach, wohl auch die Farbgebung, das viele Grau und Ocker des Steindrucks, vor allem durch die Stimmungshaftigkeit der Jugendstillinien, der tiefen Töne.

Es waren Wehmutslandschaften und -lieder, die mir in frühester Zeit vorgetragen wurden. Möglicherweise legten sie den Grund zu meiner Unlust, mich vom Gewohnten zu trennen. Hatte ich nicht neidvoll auf



Dekoration für das Papiertheater, nach einem Bühnenbild von Schinkel.

alle jene Gleichaltrigen geblickt, die unbeschwert ihr Haus, ihre Eltern verlassen konnten, auf Reisen gingen, unbefangen dahinlebten? Ich konnte es sozusagen nie, und wie oft scheiterten meine Versuche, es den andern nachzutun. Ausgelacht wurde ich deswegen gründlich. Es nützte nichts. Es grämte mich auch nicht; denn mir war sehr früh bewußt, daß ich mit mir selber auszukommen hatte und daß die Reisen in Gedanken ebenso schön, vielleicht phantasievoller waren. Ich brauchte ja nur in einen Band Baedeker zu blicken, um all die Städte und Landschaften zu sehen, zu erleben. Die Baedeker-Bände türmen sich auf meinem Nachttisch seit Jahrzehnten, zu meinem Ergötzen und zum Ergötzen der andern, die wissen, welch unzulänglicher Reisender ich bin. Indessen: wenn ich unterwegs war, nahm ich das Unalltägliche, das Neue umso intensiver auf.

Ich liebte alte Städte, die ich aus Abbildungen kannte und die ich mir in meiner Phantasie nach Belieben ausmalen konnte. Hatte ich indessen nicht ein Stück immer vor Augen von jenem Haus aus, das wir zu meiner Kinderzeit bewohnten? Der Blick aus dem Nordfenster des Eßzimmers,

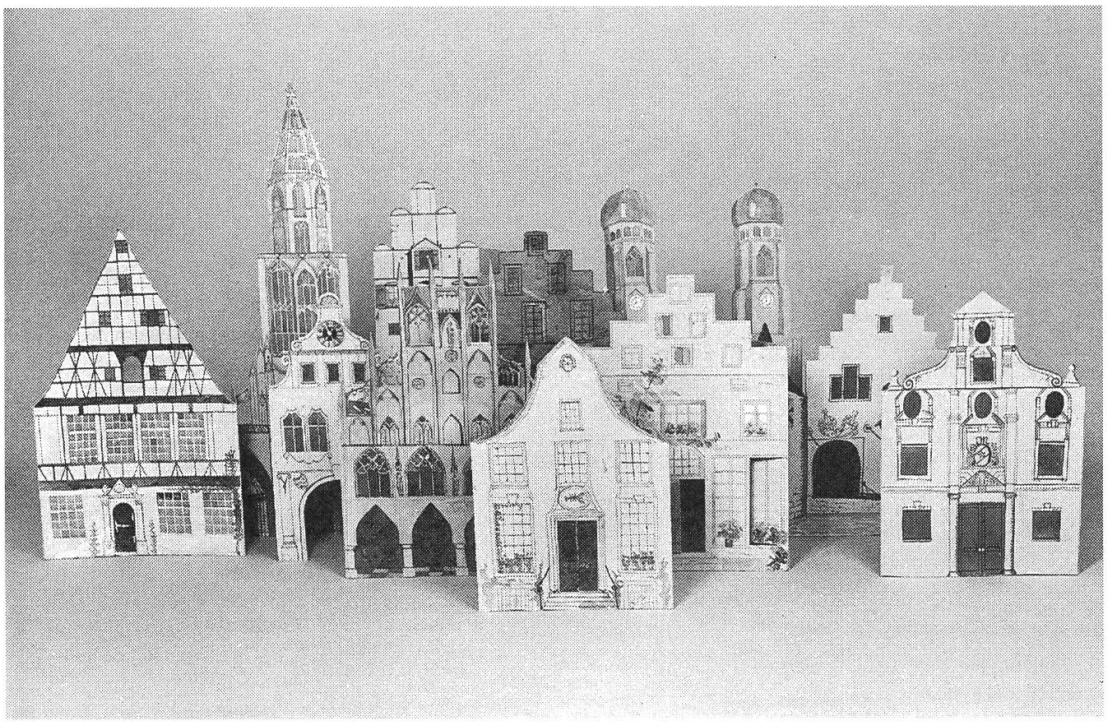
über die Geranien, die immer auf dem Sims standen, im Sommer rotblühend, im Winter zwischen den Vorfenstern und den Fenstern, ging auf die Kirchgasse, die damals eine Gasse für die Fußgänger war, kaum einmal von einem Pferdefuhrwerk befahren.

Passierte ein Automobil, so war dies eine Sensation, um mit einem heutigen Wort zu reden. Hielt eine gediegene Limousine vor unserem Haus, dann war es die unseres Arztes, eines Vetters unserer Großmutter, Gerold Amsler aus Wildegg. Er fuhr mit Chauffeur. Karl entstieg dem Chauffeursitz, öffnete die Tür, und elegant, ein Mann von Welt im Melon, im Cutaway, mit grauen Wildlederhandschuhen, eine goldene Brille aufgesetzt, höchst distinguiert mit seinem weißen Spitzbart, so erschien unser Arzt, und sein Erscheinen glich dem einer ärztlichen Gottheit. Sein Wort war unanfechtbar. Es kam auch vor, daß ein anderer Arzt ins Haus kam; nicht zu uns, sondern zu den Damen Schwarz. Es war Doktor Haemmerli. Er fuhr in einem dreirädrigen offenen abenteuerlichen Vehikel, das er selbst ankurbelte und das sich meist nach einigen Versuchen schon in Betrieb setzen ließ.

Diese frühen Automobile bildeten die großen Ausnahmen. Das Vorbeiziehen eines Pferdefuhrwerks wurde schon als Störung empfunden. (Als unerhörte Störung empfanden ein Wagner, ein Gottfried Keller am Zürcher Zeltweg das Vorbeifahren von Wagen oder die Laute aus einer Handwerker-Arbeitsstätte. Wagner beschwert sich in Briefen, Keller beschwert sich in Briefen und ärgert sich über sich selbst, daß er sich des geringen Mietzinses wegen am lärmigen Zeltweg niedergelassen hatte.) Unsere Straße empfanden wir jedenfalls nie als lärmig. Was man tagsüber hörte, waren die Kinder, die sich während der Pausen auf dem Platz vor dem alten Schulhaus tummelten.

Am stimmungshaftesten war mir der Blick in die Kirchgasse mit ihren kleinen Ladengeschäften in den Dämmerstunden, wenn sich die Fenster erleuchteten, besonders wenn die Herbstnebel die Weite mit einem leichten Grau verhüllten, wenn nur die Fenster der am nächsten gelegenen Häuser mit ihrem warmgelblichen Licht sichtbar waren. Ich konnte träumend in diese alte neblige Gasse sehen, aus der Geborgenheit des eigenen Hauses und im Wissen, daß ich hier beheimatet war. Das Bedürfnis des Geborgenseins und des Nicht-Weggehenmüssens stand in eigenartigem Gegensatz zu dem Wunsch, in Gedanken fortzufliegen, ins Unbekannte, wo ich aber gleichwohl Orte fand, wo ich mich wohlfühlte.

Diese Gegensätze, diese Spannungen waren seit je vorhanden, machten mir zu schaffen, waren aber wohl das Treibende, das mich immer und immer zum Kreativen führte. Jedoch vom Schöpferischen wage ich bei mir kaum zu reden, weil das Wort so anspruchsvoll ist, und weil die Selbstkritik so früh geweckt wurde. Sie war berechtigt; denn, gehe ich meine sogenannten Kompositionen durch, die ich mit zwölf und dreizehn



Die Karton-Stadt.

Jahren, auch später, schrieb, stelle ich fest, daß sie auf reiner Klassik gründen, daß sie klingen wie Mozart.

«Wie»: es ist «wie»: in diesem kleinen Wort fanden wir uns so oft, Franz Max Herzog und ich, wenn wir etwas sahen und den Eindruck hatten, es sei «wie». Das «wie» genügte. Wir wußten, was wir meinten. Wir fanden dies nicht nur bei unsern eigenen Arbeiten, die vielleicht Anklänge an Bekanntes aufwiesen, sondern auch bei Arbeiten anderer, oder bei einer Landschaft, die wir durchfuhren, vielleicht mitten in Frankreich. Da konnte es ihn ankommen zu sagen: das sieht ja aus wie in Polen; dabei war er nie in Polen gewesen. Er verfiel leicht ins Englische und sagte «Like in Poland» oder «Like in Russia» und wir hatten über unsere Verstiegenheit zu lachen. Seine Phantasie war ungezügelt, die meine schweifend.

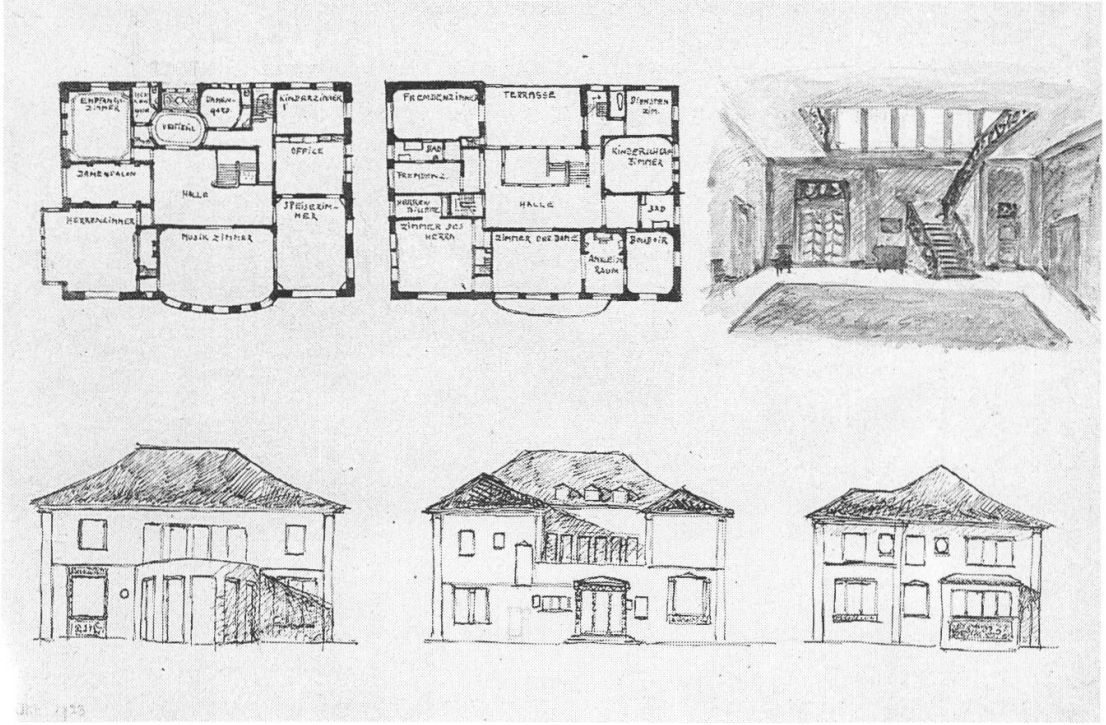
So konnte die meine, wenn ich in die Gasse mit den andern Häusern blickte, die vielleicht von herbstlichem Nebel eingehüllt war oder auf die in abendlicher Dämmerung Schnee fiel, in frühere Zeiten zurückgleiten, als eine Straßenbeleuchtung kaum bestand und ein Laternenanzünder die spärlichen Lichtspender der Reihe nach aufsuchte, da, wie man mir erzählte, die Dienstboten ihre Herrschaften mit der Visitenlaterne von den Societäten abzuholen und heimzugeleiten pflegten. Die Visitenlaterne meiner Urgroßeltern steht bei mir; sie ist, mit zwei Kerzen ausgestattet, innen rot, außen grün gestrichen.

Meine Phantasie konnte aber auch in frühere Jahrhunderte als das achtzehnte schweifen, und da kamen mir die «Blauen Bücher», die ich bei meiner Großtante Emmy Schwarz sah, sehr zustatten. Ich sah dort Burgen und Schlösser, Dome, Münster und gotische Rathäuser und erträumte mir aus photographischen Bildern ganze Gegenden, namentlich in Deutschland, etwa Schloß Langenstein, die ich nie zu sehen dachte und die ich dann doch Jahrzehnte später sah: die Verbindung zu dem in der Jugend träumerisch Vorgeschauten zum Wirklichen war hergestellt, wobei die erträumte Wirklichkeit viel eindringlicher war als die greifbare. So auch sah ich Jahrzehnte später das Zimmer der Tante Léonie in Combray, das ich doch so genau aus der Lektüre kannte.

All die schönen Münster und Rathäuser, auch die Bürgerhäuser der Spätgotik, die mir aus den «Blauen Büchern» gegenwärtig waren, wollte ich verwirklichen. Die Anregung dazu gaben mir Illustrationen in einem großen Buch mit dem Titel «Kind und Kunst», das meine ganze Jugend hindurch eine wesentliche Rolle spielte. Nicht nur wurden mir daraus Geschichten und Verse vorgelesen, sondern es gab auch viele Bilder, Originalillustrationen oder photographische Abbildungen, die ich vom vielen Anschauen auswendig kannte. Es gab darunter auch solche, die man mir besser unterschlagen hätte, denn sie beschäftigten mich übermäßig. Meine Mutter hatte freilich nicht die Gewohnheit, untunliche Illustrationen aus den Kinderbüchern herauszuschneiden, wie es eine ihrer Kusinen, die «Gute Seele», in ihrer rührenden Besorgtheit um das Kind tat. Wie oft fehlten ganze Seiten in Büchern, die sie uns bescherte, und wir wußten: ein Geheimnis wurde uns vorenthalten.

In «Kind und Kunst», dem Buch, das soeben von Markus Müller meisterlich restauriert worden ist, fand sich eine Seite, auf der in kleinen Abbildungen die Papphäuser festgehalten waren, die ein Knabe aus Lübeck hergestellt hatte; mir war dies Anregung genug, um große stattliche Häuser aus Karton auszuschneiden, sie zu bemalen. Im Lauf der Zeit war eine ganze Stadt entstanden, mit dem Ulmer Münster, mit der Münchner Frauenkirche, mit dem Rathaus in Münster in Westfalen, mit Toren, mit Bürgerhäusern. Sie ließen sich alle auf dem ausziehbaren Eßtisch aufstellen, und meine Freude am Aufstellen einer Stadt war vielleicht ebensogroß wie das Spielen selbst, das stets die Form hatte, daß die Nachbarskinder je eines der Häuser innehaben durften. Ich hatte auch begonnen, die Häuser auf der Innenseite zu bemalen, sie mit selbst angefertigten Möbeln auszustatten, ja, ich fabrizierte einen Konzertsaal, ein Theater mit seinem Rang und einem Lüster.

Mit ihm brach die Kette dieser Kartonhäuser ab: An ihre Stelle begannen die Pläne zu treten: aus vielerlei Kunstheften kannte ich Bauwerke, und Grundrisse fesselten mich nun aufs höchste. Ich zeichnete Grundrisse nicht ab, sondern zeichnete sie frei nach. Wiederum sahen all die

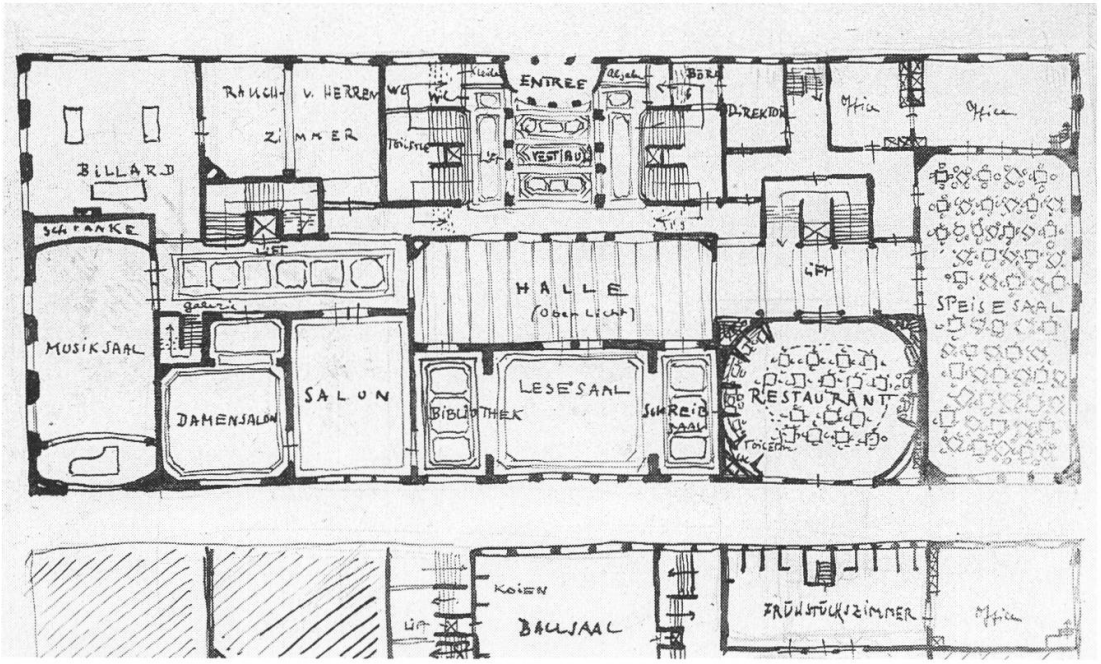


Entwurf für eine Villa aus dem Architektur-Buch, Oktober 1923.

Grundrisse, die Aufrisse, die Gesamtansichten aus «wie» und würden sich auf bestehende Vorbilder zurückführen lassen. Ich erhielt ein großes grüngebundenes Buch im Querformat, zum besondern Zweck, meine Architekturzeichnungen darin festhalten zu können. Von kindlichen Entwürfen mit Landhäusern und Gärten, mit Villen und Geschäftsbauten im Stil der ersten Nachkriegszeit wechselten diese Skizzen und Pläne allmählich zu selbständigeren. Sie endeten mit Theater- und Konzertbauten mit komplizierten Treppenführungen, die mich vor allem interessierten. Ein amphitheatralischer Raum, in der Darstellung gewandt, bildete den Schlußstein auf diesem Gebiet.

Die Möglichkeit, Architekt zu werden, schien mir durch meine Unbegabtheit auf dem Gebiet der Mathematik versperrt. Denn ich wußte, daß beim Architekturstudium bestimmt großes Gewicht auf die Mathematik, auf statische Berechnungen gelegt wurde, und dem schien ich durchaus nicht gewachsen zu sein, wenn auch meine Beziehung zu allem Architektonischen immer rege blieb und ich, unterwegs in fremden Ländern, stets Skizzen nach Bauten machte. Wobei mir zeichnerische Fertigkeit zustatten kam, eine Fertigkeit, die auch aus meinen Kollegheften über kunstgeschichtliche Vorlesungen zu ersehen ist; sie sind voll von rasch hingeworfenen Ansichten und Grundrissen nach den Projektionen.

Verglich ich etwa Skizzen mit jenen meiner Kommilitonen unter den Kunstgeschichtsstudenten, dann mußte ich sagen, daß sie nicht einmal einen Bleistift in die Hand nehmen konnten. Ich hatte damals immer gefunden, Kunstgeschichtsstudenten müßten obligatorischen Zeichenunter-



Plan zu einem Hotel.

richt haben. Ein Wunsch, den ich vielleicht aussprach, der aber an zuständiger Stelle nie gehört wurde, wie denn solche Wünsche und Anregungen bei Andeutungen blieben. Ich hatte nie den Wunsch, mich für derartiges einzusetzen; ich sagte schon, daß alle Macht- und Dirigierlüste mir sehr fern lagen.

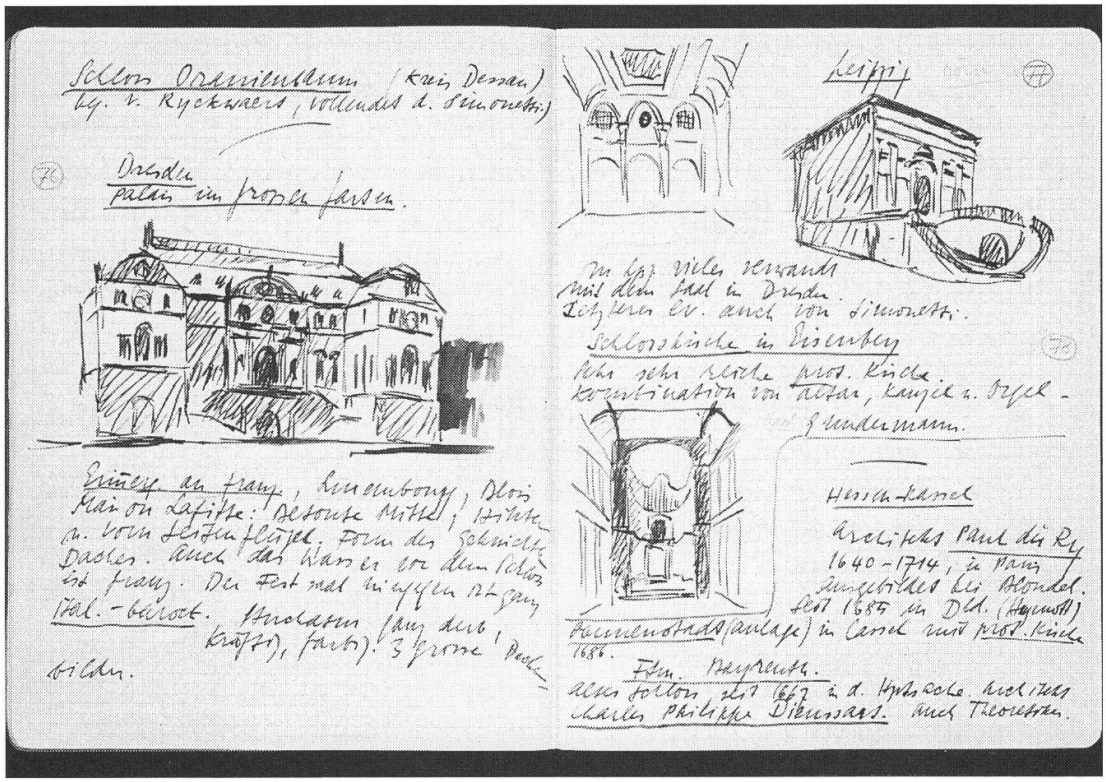
Mit den aufstellbaren bemalten Häusern, mit dem grünen Band der architektonischen Pläne, mit den Kollegheften über Architektur habe ich Meilen, Jahre durchmessen, bin vorgedrungen, habe ganze Zeiten übersprungen, wie denn ein systematisches Erinnern gar nicht meine Absicht ist. Wobei man mir vorwerfen kann, ich verfiele demselben Fehler wie meine löblichen Zeitgenossen, die aus dem Unvermögen eine Absicht konstruieren und bei dem gröbsten Unsinn dartun, eben den hätten sie als besondern Ausdruck gewollt. Man kann mir also vorwerfen, ich hätte meine Laterna-Magica-Bilder ordentlich der Reihe nach zu gruppieren vergessen. Mag sein. Aber vielleicht wäre dann das Schweifende nicht vorhanden? Und das Schweifende bei meinen Notizen scheint mir doch nicht unwesentlich.

Jene bemalten Häuser aus Karton wurden nicht ausschließlich zu Hause hergestellt, sondern auch an Sonntagen, die wir im Rebhaus hinterm Gofi verbrachten. Ein Tag, sei es hier, sei es anderswo, befriedigte mich nicht, wenn nicht etwas entstanden war. So schrieb ich beispielsweise Noten bei einem Aufenthalt an der Missionsstraße in Basel, in jenem großen ockergelben Haus mit dem Garten und dem Kutscherhaus in der Gartentiefe, mit der Veranda und ihren hellgrünen Rohrgeflecht-

möbeln, die nun im Sonnenberg stehen. Man wagte in jenem Haus gewissermaßen nur auf Zehenspitzen zu gehen, alles geschah lautlos.

Die so anders geartete Schwester von Großmutter Mieg und ihre mit ihr lebende jüngere Stiefschwester, Tante Frieda Tschudy, mit ihrem Humor, führten ein höchst gediegenes Leben in bester Basler Art, sie sprachen reinstes Baseldytsch, waren, ebenfalls nach Basler Art, sehr fromm und wohltätig. Ihr Kunstinteresse sammelte sich ausschließlich auf die Musik, und namentlich mit der ältern Schwester spielte ich sehr viel an den zwei Klavieren, die im Wohnzimmer des ersten Stockes standen. Es war bei ihr, daß ich die dritte Symphonie von Brahms kennenlernte und «Le rouet d'Omphale» von Saint-Saëns. Letzteres Stück hörte ich nach mehr als einem halben Jahrhundert wieder auf einer Schallplatte, und ehe ich die Nadel auf die Platte setzte, kam mir das Hauptthema in Erinnerung. Es war auch in der Missionsstraße, wo ich das erste Konzert für zwei Klaviere schrieb.

Das Bedürfnis nach Tätigkeit, nach Kreativem, war auch wach bei Aufenthalten bei den Verwandten Kienast, als sie in dem reizvollen alten Haus oben an der Schienhutgasse in Zürich lebten, unterhalb der beiden Hochschulen, mit dem Blick über Türme und Dächer, und von wo aus



Seite aus einem Kollegheft aus der Vorlesung von Prof. Zemp über deutsche Architektur des 17./18. Jahrhunderts.

ich rasch beim Rechberg war, wo ich die alten Gitter zeichnete, oder im Landesmuseum.

Solche städtischen Aufenthalte bildeten Ausnahmen. Ich war ja sonst immer in Lenzburg, und hier gab es der Abwechslungen genug, nicht nur im Schul-Dasein, sondern an den Tagen, die wir ganz im Garten am Lindenplatz verbrachten, jenem Garten, der, von meinen Eltern auf den Fundamenten einer alten Scheune angelegt, auf drei Seiten von den restlichen Mauern umfriedet war, in einer Ecke ein Gartenhaus aufwies, worin man bei schlechtem Wetter die Stunden zubrachte, auch Mittag- und Abendessen einnahm, das von unserer Emilie in Körben gebracht wurde.

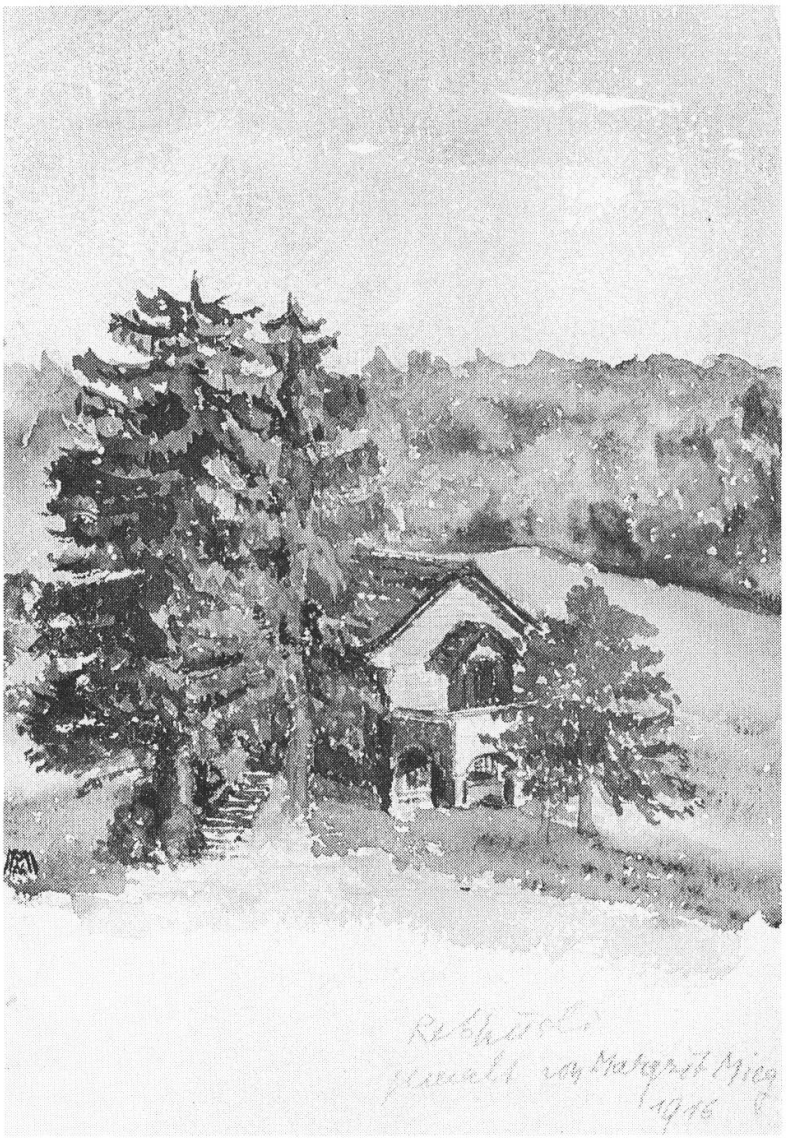
Der Längsmauer entlang wurden Spalierbirnen gezogen, dem Weg entlang Erdbeeren; es gab ein großes Rosenbeet, ein Rhododendren- und Azaleenbeet, und immer gab es eine Rabatte mit Kornblumen, die meine Mutter besonders liebte. In der Gartentiefe hatte es zwei durch Gebüsch getrennte Plätze, der eine unter einem Vogelbeerbaum, der andere unter einem Kastanienbaum. Unter dem Kastanienbaum war ein Sandhaufen, von dem es auch eine Aufnahme vom bewußten Hofphotographen gibt, mit den Eltern, meinem Bruder und mir. Ich hielt nicht still, und so ist mein Bildnis unscharf.

Einen Sandhaufen gab es auch beim Rebhaus. Ungezählte Male haben Margot Schwarz und ich gleichzeitig daran gespielt und gebaut, sie immer mit ihren Zapfenzieherlocken, mit ihrem aus kleinen Goldkugeln bestehenden Halskettchen, immer adrett, von ihrer französischen Mutter aufs korrekteste angezogen, indes ihr Bruder Boris knabenhaft unbeschwert war und auf stille Art seinem Witz Wort lieh, so, wenn er auf die höchst rustikale Dido, jenes lustig dunkle Bretterverlies, die Worte «Asylum si cogit egestas» mit Kreide schrieb.

Die Worte hatte er nicht erfunden, sondern an der Tafel über dem Haupteingang zu dem schönen Haus an der Kirchgasse gelesen, das den Alten und Bedürftigen diente, der Spittel. Durch einen Gemüsegarten war er vom Grabenweg getrennt, an dem unser Haus lag. Wir sahen in kindlicher Neugier vieles, was in jenem Spittel vorging, von dem unsere Eltern wohl lieber gehabt hätten, wenn uns die Blicke und Gebärden der leicht Verstörten, der Schrulligen, Merkwürdigen, Gestrandeten verborgen geblieben wären.

Die Tage im Gofi, namentlich die Sonntage, in die sich Georg Schwarzens und meine Eltern teilten, führten aber auch oft beide Partien zusammen. Beide Teile pflegten ihr Mittagessen mitzubringen, vorgekocht. Es blieb nur, auf dem Eckcheminée etwas aufzuwärmen, einen Salat anzurühren. Der Weg von unserem Stadthaus in das Rebhaus erschien mir unendlich lang, zumal wenn es heiß war und man erst im Laufe des Vormittags dorthin zog. Der Weg durch die Widme, zwischen den grünenden

oder gilbenden Feldern, heute ein kurzer Spazierweg, war eine Reise, zudem mußten wir Knaben den Wagen, auf dem Eßkörbe und die Pfanne mit den roten Spaghetti verstaut waren, stoßen helfen. Waren wir angelangt, begann die große Freiheit, begann der Sommertag. Man konnte sich ins Gras legen, und dies war der Inbegriff des Sommers. In die



Unser Rebhaus hinter dem Gofi. Aquarell von Margrit Mieg, 1916.

Halme sehen, auf die Kleeblüten, in die Margeriten, man konnte ein Buch bei sich haben, man konnte aber auch am Sandhaufen eine Stadt bauen, zusammen mit Margot, die immer ihre eigenen Ideen hatte. Das bemalte Kartonhaus aber gehörte nur mir, ich konnte es aufstellen, wo mir beliebte.

War es sonnig, aß man unter den beiden hohen Tannen, welche die kleine Treppe zum Rebhaus flankierten. Nicht selten kam es vor, daß

beide Familien unter den Tannen aßen, an getrennten Tischen, beide ihr quasi auf alle Zeiten fixiertes Menü. Wurde es Abend, vereinigte man sich auf der gegen Westen angebauten Terrasse, die den Blick in den Himmel mit den schönsten Beleuchtungen freigab. Und man war so ganz allein. Es war die völlige Einsamkeit: nur Rebberg, nur Wiesen, in der Ferne nur Wald und der Weiler Wildenstein, wo, ehe eine Wasserleitung angelegt war, das Wasser in Eimern und Kannen geholt werden mußte.

Über der Tür zur Terrasse wehten, an Rebstecken befestigt, zwei Fahnen, die eine rot-weiß-rot, die andere blau-weiß-blau gestreift. Es waren Schiffsflaggen, die unser Vater aus Genua gebracht hatte, als er während des Ersten Weltkrieges wegen einer Ladung Kaffee dorthin reisen mußte, und wohin ich ihm eine bemalte Karte gesandt hatte, die heute eingerahmt in meinem Schlafzimmer hängt. Ich zeichnete und malte die Ente nach einer Abbildung aus einem Tierbuch, verschönte die Ansicht durch Hinzumalen von einem Ei. Es brauchte die Scharfsicht eines Arthur von Daehne, der als erster feststellte, ich hätte ja einen Erpel gemalt, einen Enterich, der bekanntermaßen keine Eier legt.

Heute steht unser Rebhaus noch, aber zur Unkenntlichkeit verbaut, und rundherum ist eine halbe Stadt entstanden. Alles dahin. Ein Wunder, daß die Silhouette des Goffersberges noch nicht verändert worden ist. Vermutlich wird auch eines Tages eine Schwebebahn hinaufführen, wie denn einst ein Lenzburger Stadtammann eine Trambahn vom Bahnhof zur Stadt anlegen wollte. Möglich ist alles. Höchstens daß dann der Gemütlichkeit, die übrigens schon lange aufgehört hat, eine letzte Grenze gesetzt ist.

Mein ländlicher Stuhl mit dem Strohsitz ist noch immer gleich hart. Freilich habe ich kein Sitzpolster wie vor unerdenklichen Zeiten, als ich, vermutlich einer Wachstumserscheinung wegen, wohlbeleibt war, was mir heute kein Mensch mehr glaubt. Meine fettesten Jahre mußte ich mit sechzehn und siebzehn gehabt haben, meine fettesten und glücklichsten, denn nichts focht mich an. Es berührte mich kaum, als ich aus der ersten Klasse des Aarauer Gymnasiums sogenannt relegiert wurde, was der Klassenlehrer Hans Kaeslin mit Betrübnis, doch aufgrund sehr schlechter Noten ins Zeugnis geschrieben hatte und was zu einer Familienschande hätte führen müssen. Doch die Schande blieb aus. Viel zu überlegen waren meine Eltern, als daß sie großes Aufheben von der Tatsache gemacht hätten, daß ihr jüngstes Kind hockengeblieben war, wobei das Wort «hocken» nicht ausgesprochen wurde bei uns, ebensowenig wie das Wort «stinken». Man hatte zu sagen: Es riecht übel.

Ich kam für ein Halbjahr an die Minerva in Basel, ein köstlich improvisiertes Institut im alten «Drachen» an der Aeschenvorstadt, mit Schulzimmern, die ehemals die einer herrschaftlichen Wohnung gewesen

waren. Ich hatte Deutsch bei Siegfried Streicher, der, Literat, ein Buch über Spitteler und Boecklin geschrieben hat, und der bei der Taxierung eines Aufsatzes bestätigte, ich hätte Phantasie. «Der Mieg scheint ein reiches Innenleben zu haben», waren seine Worte vor der Klasse. Auch das berührte mich wenig; denn ich war ja dazu erzogen worden, mein Tun nicht wichtig zu nehmen.

Ich lebte bei den Verwandten Hünerwadel an der Sommergasse, in dem stillen Haus, ging oft ins Konzert und Theater, wohnte auch den Proben des Gesangvereins unter Hermann Suter bei, wo ich die großen Chorwerke von Bach und Beethoven kennenlernte. Meine Tante Fanny, die mir so früh eines der Müllerlieder von Schubert vorgesungen und dazu auf den Potschamber getrommelt hatte, war eine der Stützen des Chores und galt, gemeinsam mit Frau Professor Thommen, durch Jahrzehnte als einer der ersten Chorsoprane.

Nach dem Minerva-Halbjahr trat ich erneut in die erste Gymnasiumsklasse der Aarauer Kantonsschule ein. Nun ging alles spielend leicht. Nur mein Übergewicht hatte ich noch behalten und meine turnerische Unbegabtheit. Zum Vergnügen des Turnlehrers und zum Gaudium der ganzen Klasse mußte man mich auf das Reck hissen, von dem ich mich nach einer angedeuteten Felge und einem ebenso angedeuteten Unterschwung auf die Erde plumpsen ließ. Mir machte es nicht das mindeste aus. Ich hatte im Turnerischen keinen Ehrgeiz. Wie hätte ich mit den 90 Kilo, die ich wog, turnen können?! Im Lauf zweier Jahre schmolz mein Fettpolster dahin, ohne Kur, ich wurde schlank und konnte Tennis spielen, welche Sportart ich mit Eifer und Freude betrieb.

Ach, ich komme ins Aufzählen, und ich möchte doch keine dummen Aufzählungen schreiben. Schulbegebenheiten kann jeder andere aufzeichnen, und doch wäre dies und jenes zu nennen. Vielleicht ist ein Wort über die stummen Kämpfe mit dem Professor für Deutsch zu sagen, der meine Aufsätze immer mit besonderer Unnachsichtigkeit behandelte und zerzauste, der mir Logik- und Stilfehler ankreidete und sich über meine Schrift aufhielt, der im übrigen mit meinen Eltern, den Damen Schwarz und dem epikureischen Altphilologen und Schriftsteller Eugen Ziegler aus der Burghalde in Lenzburg in freundschaftlicher Beziehung stand. Die harte Schulung im schriftlichen Ausdruck kam mir, was ich erst Jahre hinterher einsah, sehr zustatten.

Die Verwendung der deutschen Sprache, bei Kaeslin auf humanistischer Schulung und auf dem Dichterwort eines Goethe und Gottfried Keller gründend, wurde mir ausschließlich durch seine unnachgiebige Erziehung vertraut. Wenn ich Aufsätze von jungen Menschen aus heutiger Zeit lese, werden mir alle Mängel bewußt, und bei jedem fehlerhaften Satz oder Ausdruck muß ich mir sagen: das wäre bei Kaeslin nicht möglich gewesen. Einen ebenso anspruchsvollen Lehrer hatte ich im Italieni-

schen. Es war ein Unterricht, wie er auf Universitätsstufe denkbar gewesen wäre. Der Lehrer, Walter von Wartburg, kam denn auch von Aarau über Leipzig an die Universität Basel und war ein Romanist von europäischer Geltung.

In einem kleinen Kreis wurde bei ihm die Lektüre der Divina Commedia betrieben, wobei man sich darauf vorzubereiten hatte. Mit ihm und seiner Frau unternahm unsere Klasse im Frühjahr 1926 eine Italienfahrt, die aus einer Woche Neapel, einer Woche Sizilien und einer Woche Florenz bestand. In der letzten Gymnasiumsklasse sprach ich besser italienisch als französisch, wobei mir doch das Französische lautlich nicht nur durch die Eltern, namentlich den Vater, der es vollkommen sprach nach seinem mehrjährigen Aufenthalt in Paris, sondern auch durch den Französischlehrer Truan vertraut war, dessen Muttersprache Französisch war und der ausschließlich in seiner Sprache unterrichtete.

Griechisch hatte ich als Einzelschüler in der letzten Bezirksschulklasse bei einem aus dem Basler Gymnasium hervorgegangenen, vor allem der Musik huldigenden Lehrer, Fritz Buddenhagen. Meiner Trägheit wegen kam ich nicht wunschgemäß vorwärts, und so wurde Griechisch aufgegeben und nur noch Latein betrieben. Im Latein brachte ich es immerhin auf neun Lehrer, wobei der letzte, der hochkultivierte August Geßner, ein Nachkomme von Salomon war. Am Gymnasium sollte ich neben dem obligatorischen Französisch nur eine Fremdsprache lernen, fanden meine Eltern, da ich mit der Musik genügend beschäftigt sei, und sie überließen mir die Wahl zwischen Englisch und Italienisch.

Ich hatte wenig Beziehung zum Englischen, umso mehr zum Italienischen, und so geschah es, daß ich nie schulgerechten englischen Unterricht bekam, was meinen Eltern von Seiten der Damen Schwarz, die beide längere Zeit in England gelebt hatten und mir des öftern englische Verse vorlasen, zum Vorwurf gemacht wurde. Meine Eltern selber sprachen Englisch, und meine Mutter schrieb als beherzigenswertes Wort die bekannte Strophe auf einen Zettel: Early to bed and early to rise, makes the man healthy and wealthy and wise. Das war zu einer Zeit, da ich spät schlafen ging und morgens spät aufstand.

Sie hatte vollkommen recht, nur hätte sie auf dem Englischunterricht bestehen sollen. So nahm ich später Privatstunden, die indessen, da ich gleich psychologische Themen anschnitt, versandeten, und mein Englisch beschränkt sich heute auf Zeitungslektüre, Gespräche mit Hunden und auf ein Kinderbuch, das ich allerdings nicht müde werde zu lesen: «Alice's Adventures in Wonderland», jenes klassische und herrlich verrückte Buch, das mit seinem Nonsense meiner Vorliebe eben für den Nonsense entgegenkommt.

Es kam vor, daß Franz Max tagelang nur Englisch redete, sowohl mit seinem Pudel wie mit mir. Mit Pamela, einer seiner Geliebten, die, leicht

irr, von London zum Tee nach Paris im eigenen Flugzeug zu fliegen pflegte, mußte ich Englisch sprechen, denn eine andere Sprache sprach sie nicht. Wie sie sich in Lenzburg durchschlug, weiß ich nicht. Jedenfalls zog sie, während Franz Max und ich malten, selbständig durch die Gassen und die Läden. Plötzlich sahen wir sie ausgestreckt auf der Umfassungsmauer der Kirche in der Sonne liegen, glückselig vor sich hinsummend. Es war eine ihrer Etappen wie Ascona, wo ich mich mit ihr im Hotel Monte Verità ebenfalls in meinem fragmentarischen Englisch unterhielt. Ach Pamela, in welch verzwickte Lagen brachtest du Franz Max, denn neben dir zog gleichzeitig ein Gretchen seine Kreise.

Die große Unterlassungssünde wird keineswegs dadurch getilgt, daß ich mich an Jacob Burckhardt halte, der zum Englischen auch keine Beziehung hatte, sich trotz seiner rudimentären Kenntnisse wochenlang in London aufhielt und in seinen Briefen amüsant von seinen Sprachkonflikten erzählt.

Sprachen sind etwas ungeheuer Lebendiges und Schwieriges, und je älter ich werde, desto deutlicher sehe ich die Schwierigkeiten. Ich möchte im Grund nur richtiges Deutsch sprechen und schreiben. Nicht einmal das kann ich, sondern ertappe mich dauernd bei Helvetizismen. Die Schriftsprache ist für uns eine Fremdsprache, für die wir wohl einige Voraussetzungen mitbringen. Fehlerlos spreche ich nur meine Lenzburger Mundart und bin darin ein Fossil, ein einsiedlerischer Außenseiter. Denn was rundherum um mich gesprochen wird, ist eine verwaschene Mundart, die, je länger je mehr, durch das scheußliche Papierschweizerdeutsch verfälscht wird.

Ich muß sagen, daß die Lenzburger Mundart, wie sie bei meinen Großeltern und Eltern gesprochen wurde, eine gewissermaßen zivilisierte war, eine gesellschaftlich gehobene, und daß wir Wörter brauchten, die der Allgemeinheit wenig bekannt waren, daß sich, wohl durch die enge Bindung der Hünerwadel an Bern bedingt, Französisches eingenistet hatte, daß man Confiture und Comfort französisch aussprach. Hinzu kam, daß ich früh drei Mundarten vernahm, die Lenzburger, das Baseldeutsch meines Vaters, das Glarnerdeutsch meiner Großmutter väterlicherseits. Großmutter Hünerwadel sagte «Imppeeri», Großmutter Mieg «Hümbeeri».

Mundart und Schriftsprache in ihrer großen Unterschiedlichkeit interessierten mich seit je. Daß ich mit der Untersuchung der Unterschiede nie zu Ende käme, stand für mich fest. Ich müßte mich einmal darüber äußern, wenn ich wirklich privatisiere, was erst der Fall sein wird, wenn ich in Tonnerre lebe, dem himmlischen provinziellen Tonnerre, wo ich keinen Menschen kenne und wo mich keiner kennt.

Das herrliche Buch «Alice's Adventures in Wonderland» erhielt ich in frühen Jahren, namentlich der großartigen Illustrationen von Arthur

Rackham wegen, wie ich denn fast alle von ihm illustrierten Bücher zu Weihnachten bekam. Alle diese Bücher, zum Teil bibliophile Ausgaben, etliche in englischer Sprache, spielten eine sehr große Rolle, nicht allein für mich, sondern auch für meine Mutter, die an den meisterhaften Zeichnungen und Bildern ebenso große Freude hatte.

Mit der Königin des Englischunterrichts, Mary Hottinger, sprach ich meist französisch, wir schrieben uns auch in dieser Sprache, und wenn ich ihr ausnahmsweise englisch schrieb, dann nur, um sie zu erheitern. Wir planten eine Oper nach einem Roman der von mir bewunderten Agatha Christie. Den Rahmen sah ich genau vor mir: Wenn der Vorhang aufgeht, würde man Agatha in der Badewanne erblicken (denn ihre Krimis erfand sie beim Baden), eingehüllt in Dämpfe, die immer dichter werden, bis man sie nicht mehr sieht; dann folgt die Krimihandlung, und zum Schluß der Oper sieht man, bis der Vorhang sich senkt, wiederum Agatha in der Badewanne. Ein Plan, der, wie so vieles, Plan bleiben wird. Illusionen machen das halbe Leben aus.

Da ich die vier Klassen des Gymnasiums nun ohne Schwierigkeit durchlief, durfte die Musik wieder einen breitern Raum einnehmen. Ich hatte Klavierunterricht bei Hans Münch in Basel, der als junger Mann des öftern in Lenzburg auf der Orgel konzertierte oder als Begleiter am Klavier auftrat, gemeinsam mit dem Cellisten Emil Braun, der in Basel unter-

Die Hero-Girls bei einer Cabaret-Aufführung des «Blau-weißen Vogels». Die Tänzerinnen, von links nach rechts: Margot Schwarz, Trudi Soder, Gri Bertschinger, Cläry Fehlmann, Yvonne Fehr, Miranda Ludwig-Zweifel, Miss Lilian Proud = Lily Stolz als Ballettmeisterin.

richtete, aber in Lenzburg sein elterliches Haus am Graben bewohnte. Mit Emil Braun spielte ich in der Frühzeit des Radios die Sonate von Grieg. Das Basler Studio war damals in einem Flügel des Centralbahnhofes untergebracht. Bei Hans Münch wurde das Pianistische nicht in der Richtung des Technischen entwickelt, sondern gemäß einer umfassenden Klavierliteratur. Das Technische wurde erst bei Emil Frey in Zürich von Grund auf gefördert, und er stellte an mich Anforderungen wie an einen Berufspianisten.

Ich war noch Schüler von Hans Münch, als ich im Lenzburger Gemeindesaal bei Anlaß eines Konzertes des Frauenchors unter C. A. Richter mit Stücken von Debussy, Skrjabin und den Händel-Variationen von Brahms erstmals solistisch auftrat. Es war jener Gemeindesaal, dessen Ausmalung im Stil der Jahre um 1860, mit den rötlichgrau getönten Wänden, dem rotbraunen Holzwerk, den dunkelroten Lambrequins, den Glaslüstern, ich noch gekannt hatte: eine Einrichtung, die heute wertvoll wäre. Der Saal hatte viel Stimmung, wie auch der Theatersaal mit dem Vorhang und seiner gemalten Draperie in Gelb-Rosa-Rot. Auf ein helles, eine ganze Theaterwelt verheißendes Glockenzeichen wurde er hochgezogen, und man erblickte eine der wenigen Dekorationen, ein Zimmer, einen Garten. So bescheiden die Mittel waren, so ansehnlich war das Gebotene. Es kam nicht so sehr auf die technische Vollkommenheit des Theaters an als auf den Witz und Geist, der da regierte. Es ist aber hier nicht der Ort, die Theater- und Konzertgeschichte von Lenzburg aufzurollen. Die Blütezeit hatte ich auch gar nicht erlebt, höchstens einen Abglanz in Form von Lustspielaufführungen bei den Cäcilienfesten des Musikvereins.

Da muß ich einer Actrice und Ballerina gedenken, die mit Geschick spielte und tanzte und soviel Humor besaß, daß sie in dem Stück «Der Hund im Hirn» von Curt Goetz bei der Stelle, wo sie als Trägerin der weiblichen Hauptrolle «Eine junge schöne Frau» zu sagen hatte, über sich selber lachen konnte. Sie war damals weder jung noch schön. Doch spielen und tanzen konnte sie. Wie die legendäre Miss Lilian Proud oder Lily Stolz die Lenzburger Mädchen als Herogirls zwiebelte und als Ballettmeisterin und Souffleuse aus der Kulisse mehrmals gebieterisch «now» schrie, wenn eine besondere Figur zu tanzen war, das war ebenso ereignishaft wie ihr Wirken als Animatorin bei einem Bazar, wo sie von der Bartheke aus dem Orchester rief: «Tusch für Herrn Henckell!»

In jenem ersten Basler Halbjahr hörte ich unter Hermann Suter die Sängerinnen Berta Kiurina, Emmi Leisner, Frieda Dierolf, die Geigerin Alma Moodie, die Pianisten Brailowsky und Gieseking. Das Virtuosentum des 19. Jahrhunderts verkörperte mir vor allem Pembaur, eine hagere, hochnervöse, grazile, zapplige Erscheinung, der mit Vorliebe Liszt spielte, unter anderem das Konzert in A-dur. A-dur war auch die

Tonart jener Beethoven-Sonate für Cello, die ich 1926 in Neapel durch Casals vernahm, wobei sich das Publikum vor Entzücken derart närrisch benahm, daß es mit Orangen warf.

Bei dramatischen oder Fortissimo-Stellen schnellte Pembaur von seinem Stuhl auf, eine Bewegung, wie geschaffen für die Karikatur. Diese Pembaur-Karikatur erlebte ich denn bei einem Gastspiel des Teatro dei Piccoli in Zürich. Die wenigsten ahnten, daß Pembaur als Modell für diesen vom Sitz hochschnellenden Pianisten diente, der zwar nicht Liszt, sondern «La donna è mobile» spielte, die Melodie aus einer Verdi-Oper, deren Rhythmus besondern Anlaß zu pianistischer Akrobatik bot.

Wie anders war da Backhaus! Er saß fast unbeweglich auf seinem Stuhl, hatte überhaupt nichts von der Allüre des Virtuosen. Ich konnte ihm einigemale beim Üben zuhören, in der Kirche von Silvaplana, bei den Engadiner Konzertwochen, die ich zweimal während des Zweiten Weltkriegs als Berichterstatter besuchte. Bei Backhaus war es eher sein privater Stuhl, der Aufsehen erregte, ein bequemer quadratischer gepolsterter Sitz mit zusammenklappbaren Beinen, der sich in eine Kiste verstauen ließ, die zu allen Konzerten reiste und das Allerprivateste war. Ich wohnte dem Auspacken des sagenumwobenen Möbels einmal bei. Kein anderer Meister auf der ganzen Welt, glaube ich, besitzt einen solchen Klavierstuhl. Frau Backhaus übrigens wachte streng über die Gesundheit ihres Mannes und konnte sagen «Mein Mann dankt», wenn er gern noch ein zweites Glas Wein getrunken hätte.

Eugen Ziegler wurde genannt, der nicht nur gelehrt war, historische Essays und Novellen schrieb, sondern, ein geistreicher Causeur, mir einst sagte, er bedaure nur eines, nicht Spanisch zu sprechen, um Cervantes im Original lesen zu können. Er war untersetzt, besaß einen Spitzbart, einen Zwicker, einen behaglichen Embonpoint und las auf der Straße im Gehen eine Pariser Zeitung. Er hatte gleichzeitig mit meinem Vater zu Beginn der neunziger Jahre in jenem bewegten, anregenden, sorgenfreien Paris gelebt, wo Yvette Guilbert eine der grossen Chanteusen war.

In späteren Jahren befaßte sich Eugen Ziegler mit Landwirtschaft und Politik, kaufte einen Gutshof und interessierte sich für Schafe. Damals auch fand jene Begegnung zwischen ihm und Franz Max statt, mitten im Lütisbuch: Eugen Ziegler war vom Pferd gestiegen und suchte verzweifelt nach seinem Siegelring im dichten Laub am Boden, eine ganz aussichtslose Sache. Franz Max mit seinem sechsten Sinn griff ins Laub und zog den Ring heraus. Die beiden Literaten hatten sich vorher nicht gekannt: So greift eins ins andere, begegnen sich Vergangenheit und Gegenwart.

Als Eugen Ziegler Lenzburg längst verlassen hatte, sein Haus, die schöne alte «Burghalde» jahrelang leer und zum Verkauf stand, hatten Franz Max und Zita Hagenbach die verrückte Idee, die Liegenschaft ge-

Frauenchor „Frohsinn" Lenzburg

Sonntag, den 9. Januar 1927, abends 5 Uhr

KONZERT

im Gemeindesaal

unter Mitwirkung von *Gabriele David, Zürich* (Sopran)
und *Peter Mieg, Lenzburg* (Klavier)

Leitung: C. ARTHUR RICHTER

PROGRAMM

1.	*Franz Schubert:*	**Gott ist meine Zuversicht** (Psalm 23) Für Frauenchor und Klavier	
2.	*Edward Grieg:*	a) **Warum schimmert dein Auge**	Lieder für Sopran
		b) **Im Kahne**	
		c) **Hoffnung**	
3.	*Claude Debussy:*	a) **Hommage à Rameau**	Klaviersoli
		b) **La soirée dans Grenade**	
	Alex. Scriàbine:	c) **3 Préludes**	
4.	*a) Franz Schubert:*	**Die Nacht**	Frauenchöre a cappella
	b) Ernst Kuhn:	**Morgenlied**	
5.	*K. H. David:*	a) **Im Walde**	Lieder für Sopran
		b) **Verirrt**	
		c) **Er ist's**	
6.	*a) Max Gulbins:*	**Hab' Sonne im Herzen**	Frauenchöre a cappella
	b) Hans Heusser:	**Barcarole**	
7.	*Johannes Brahms:*	**Variationen über ein Thema von G. Fr. Händel**	
8.	*Carl Aeschbacher:*	**Aurora.** Für Sopran-Solo, Frauenchor und Klavier	

Eintrittspreise: I. Platz (reserv.) Fr. 3.— • II. Platz Fr. 2.—

Vorverkauf der reservierten Plätze

bei Hrn. **P. Hächler-Seiler**, Kronenplatz (Telephon 2.15)

Buchdruckerei R. Müller, Lenzburg

Konzert-Programm des Frauenchors Frohsinn mit pianistischem Auftreten von PM.

meinsam zu erwerben, was ein Abenteuer mehr bedeutet hätte. Der Kauf kam nicht zustande, Zita zog in die Ostschweiz, Franz Max lebte sein fahrtenreiches Leben weiter zwischen Basel, Genfersee, Tessin und Frankreich.

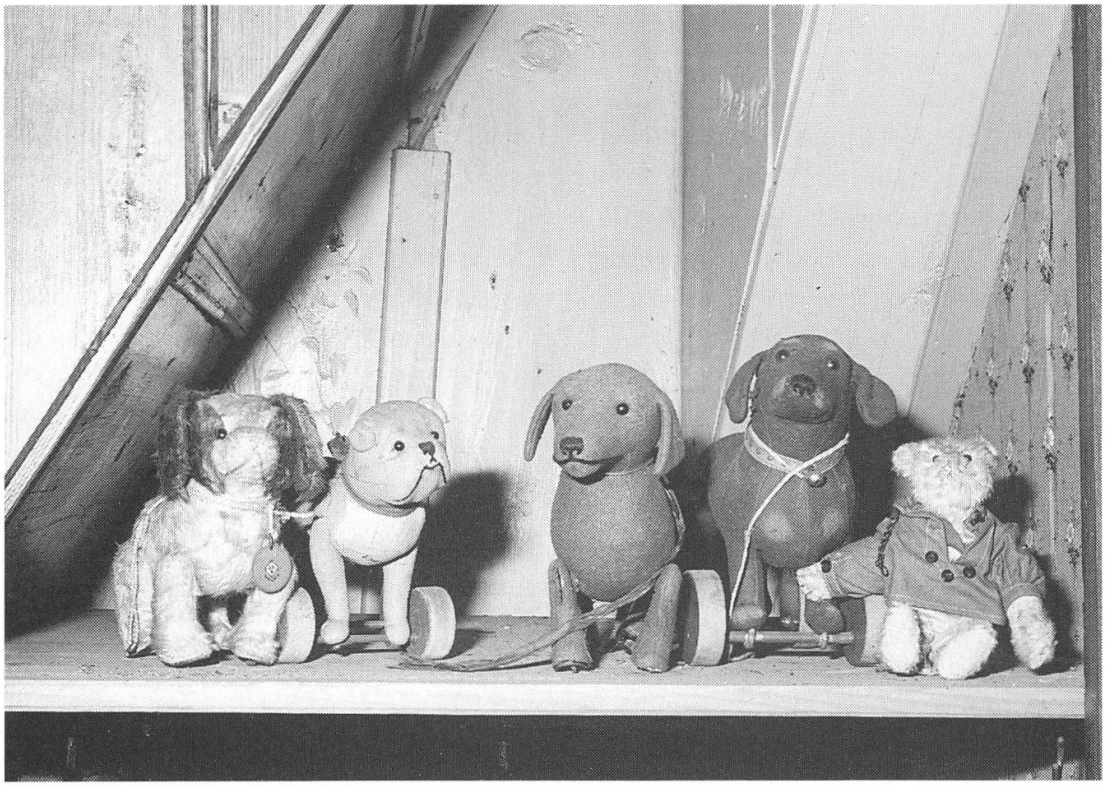
Eugen Ziegler war nach Süs gezogen, wo er das Haus Tuor übernahm, das seiner Schwester und seinem Schwager, dem Arzt Fortuné von Planta gehört hatte. Der Arzt mit seinem französischen Patent durfte in der Schweiz nicht praktizieren. So widmete auch er sich der Landwirtschaft. Im Sommer weilten stets Kinder von Verwandten und Bekannten als paying guests bei den Plantas. Ich war mit meinen Geschwistern und Kusinen Kienast einigemale dort. Es war ein herrliches Bergleben mit Ausflügen, Bocciaspiel und Tätigkeit beim Heuen.

Das kurze Heu wurde in Säcken, Pons, von den Wiesen ins Dorf geführt, meist auf zwei Wagen. Auf dem vorderen nahm die ganze Kindergesellschaft Platz, die Kinder Kienast, Hirzel, Grebel, Pfleghardt, Haefeli. Wie immer wartete ich. So blieb nichts anderes übrig, als allein auf den Grassäcken des an den ersten angehängten zweiten Wagens zu fahren. Der Weg folgte dicht dem Inn (sein Rauschen war die ganze Nacht zu hören). Plötzlich löste sich der zweite Wagen mit den hochgeladenen Heusäcken und mir oben drauf. Niemand vom vordern Wagen bemerkte es. In einer Art Fatalismus blieb ich sitzen, keines Wortes oder Schreies fähig. Mein Wagen fuhr herrenlos weiter und steuerte gegen den Fluß. Hätte nicht ein Stein im Weg zufälligerweise den Wagen gebremst, so wäre ich samt Heufuder und Wagen im Inn gelandet und, wer weiß, ertrunken.

Ich sage «zufälligerweise»: es gibt keinen Zufall. Alles ist vorbestimmt. Und offensichtlich mußte ich damals nicht untergehen. Als die Fahrer auf dem vordern Wagen endlich bemerkten, daß der Anhänger am Rand des reißenden Flusses stehen geblieben war, war der Schreck groß.

Die Verbindung zwischen den Familien Ziegler und Planta hatte seit meinem Erinnern bestanden, auch mit der Mutter von Eugen und Louisli Ziegler und Frieda von Planta: Charlotte Ziegler, bei der ich als ganz kleines Kind zu einem Tee eingeladen war. Das Eßzimmer war jener kleine einfenstrige Raum mit dem Eckcheminée im Parterre der Burghalde (Eugen bewohnte mit seiner Frau den alten Teil mit dem Turm und der Bibliothek). Ich bekam, eine ganz große Seltenheit, ein von Louisli bestrichenes Weggli mit Quittengelée. Charlotte Ziegler war eine gebürtige St. Gallerin, von Gonzenbach, und ihre Verwandten von Gonzenbach lebten in Sirmione.

Dort waren meine Eltern mehrmals zu Gast. Meine Mutter malte, mußte mir auch die beiden Hunde zeichnen, Hunde oder Hünde, wie ich damals den Plural in kindlichem Hauchendeutsch schrieb, spielten eine sehr große Rolle. Nicht nur führte ich Dambi und Fino, die Dackel



Die Hundegalerie.

meines Großvaters, spazieren, ich fuhr sie auch, zu ihrem Mißvergnügen, in einem Leiterwägelchen herum. Und eine ganze Reihe von Spielzeughunden wurde mir zu jeder Weihnacht beschert. Sie stehen noch heute da und wundern sich über ihr langes Leben. Freilich hat der Zahn der Zeit ein wenig an ihnen genagt. An mir auch.

Unter all den Hunden sitzt ein kleiner weißer Bär, angetan mit einer blauen Bluse und mit roter Kravatte. Er stammt aus Süs; er gehörte Lily Meyer, einem der Gäste im Haus Tuor. Lily Meyer war mit ihrer Schwester Constance und ihrer Mutter, Frau Meyer-Rieter, immer dort. Als sie sah, wie sehr ich an dem weißen Bären hing, schenkte sie ihn mir. Ich hatte eine besonders freundschaftliche Beziehung zu Lily, die mit Mutter und Geschwistern in Zürich in dem großen klassizistischen Haus am Kreuzbühlplatz wohnte, wo ich sie auch besuchte.

Alles wiederholt sich. Fast vierzig Jahre danach kam ich erneut in jenes Haus, Kreuzbühlstraße 36: Edmond de Stoutz wohnt nun dort. Dies Haus wurde für meine musikalische Entwicklung ausschlaggebend. Denn seit dem Jahr 1952 traf ich mich für jedes meiner Stücke mit Edmond und besprach sie mit ihm.

Die Zeiten verwirren sich, ich weiß, ich überspringe sie aufs unordentlichste, doch möchte ich die Verbindungen aufzuzeigen versuchen, jene Verbindungen, die so zufällig erscheinen und es doch nicht sind.

Otto Meyer, der Bruder, wie seine Schwestern viel älter als die andern jungen Feriengäste, für uns Kinder auf unerklärliche Weise kränklich, sagte mir, sein Zeichenlehrer hätte ihm als Aufgabe gestellt, möglichst oft Abendbeleuchtungen zu zeichnen. So zeichnete er einst die hochgelegene Ruine oberhalb des Dorfes im Abendlicht mit seinen Buntstiften. Andächtig schaute ich ihm zu. Ich hatte ja immer nur Bewunderung für die andern. Fand auch die Tischkarten, die Trudi Haefeli, Tochter eines bekannten Zürcher Architekten, zeichnete und malte, das Erlesenste an Gewandtheit und Sicherheit. Die braune geschnitzte Ziege, die ich als Spielzeug bei mir hatte und die ich zusammen mit einer hellblauen Glockenblume malte, kam mir als noch sehr weit entfernt von der künstlerischen Fertigkeit vor, deren Beispiele ich vor mir sah.

Als ich in die Bezirksschule ging, hatte ich privaten Malunterricht bei François Guinand, dem Zeichenlehrer. Er ließ mich meine Spitzwegschen Phantasien malen, ließ mich das strohbedeckte Haus an der Burghalde mit dem Blaustift zeichnen, ließ mich auch Stilleben malen, ziemlich nach meinem Gusto. Später kam Hans Walty als Zeichenlehrer. Er hatte ein halbes Leben in Leipzig zugebracht, freute sich nun offensichtlich, in vorgerückten Jahren wieder im elterlichen Haus, uns schräg gegenüber, zu wohnen, jenem so gemütlichen Haus mit dem Mansartdach, mit den niedrigen Stuben und mit dem reizenden Vorgarten, wo vielerlei Blumen gediehen, die wir in der Zeichenstunde wiederzugeben hatten.

Parterre und erster Stock waren vermietet. Hans Walty bewohnte mit seiner Frau die ungezählte Reihe von Zimmern im zweiten und dritten Stock. Ich hatte noch seine Mutter gekannt, die im Rollstuhl durch die Gänge gefahren wurde zu einem für sie eingebauten Lift, der für mich die höchste Attraktion bildete. Allein durfte ich ihn natürlich niemals benützen, und so ergab sich das Lifterlebnis höchstens alljährlich dann, wenn der in Genua lebende Albert Walty mit Kindern und Nurse in Lenzburg weilte.

Hans, Albert, Fritz Walty machten eine Schar von originellen und begabten Köpfen aus. Neben ihnen die beiden Schwestern Lina und Clara. Lina war die spätere Frau Dürst. Clara war die Schulfreundin meiner Mutter, lebte mit dem Fabrikanten Hüssy in Säckingen und wurde meine Patin. Sie war für mich durch ihre Sprache, durch ihre Toiletten der Inbegriff der Distinktion. Einigemale durfte ich sie zusammen mit meiner Mutter in Säckingen besuchen, und das Abgeholtwerden in Stein mit dem eleganten Automobil und die Fahrt zu dem Haus im parkähnlichen Garten waren Herrlichkeiten. Nicht minder, daß ich mit zweien der Töchter, vielleicht waren es Lotti und Hedi, vor dem Essen in die Küche gehen durfte. Da stand eine Citronencrème, die es zum Dessert gab.

Hans Walty ließ mir beim Zeichnen und Malen ebenfalls große Freiheit, auch wenn er stets auf Formenklarheit hielt, als deren Beispiele er Tafeln aus seinem Wappenbuch und seinem Pilzwerk mitbrachte. Er hatte sich auf Heraldik und die Pilze spezialisiert, eine Zeitlang auch auf alte Schiffe. Er konnte einen beobachten lehren, wie beispielsweise ein Achatgeäder verlaufe oder wie die Form der Schneeglocken sei, die er im Wyl, wo es sie damals noch gab, ausgegraben und in seinem Garten, mit dem Fliederstrauch in der Ecke an der Kirchgasse, gepflanzt hatte. Seine Kommentare zu den Arbeiten der Schüler wie zu den eigenen, die er der Klasse stets vorwies, waren witzig, bisweilen boshaft, jedenfalls immer eigenwillig. So auch konnte er einer seiner Nichten, die ihn, der allein war, besuchen wollte, im schmalen Korridor zurufen: ich habe keine Zeit, muß meine Bettflasche machen. Die Mitglieder der Walty-Familie hatten immer ein befreiendes Lachen.

Am Aarauer Gymnasium war es Adolf Weibel, der Zeichenunterricht gab. Auch er ließ mich machen, was ich wollte, korrigierte selten. Nur einmal, bei der Begutachtung eines meiner Aquarelle, rief er in weinerlichem Ton: Alles rot und blau! Da nahm ich mir die Mühe, eine Aarauer Straßenflucht mit alten Häusern in lauter Grautönen zu malen. Er hatte vermutlich ganz recht, mich auf das Grau aufmerksam zu machen.

Wofür er besonders begabt war, war die Art, wie er unsere Klasse durch die Ausstellungen im Saalbau oder in der Sammlung (damals noch in der Gewerbeschule gegenüber der Kanti) führte und uns die damaligen Schweizer erklärte, etwa die Welschen Eugène Martin, Auberjonois und Barraud. Zu Barraud faßte ich große Zuneigung, zu seiner lockern Farbigkeit, zu dem dünnen Farbauftrag, der Formvereinfachung. Als ich später an der Universität Zürich studierte, hatte ich einst den Gedanken, über Barraud eine Dissertation zu schreiben. Wenn auch keine Dissertation, so entstand doch eine Seminararbeit über ihn.

Die vier Jahre Gymnasium verliefen ohne große Pendelschläge, mit dem Wechsel von Schule und Ferien, den Tanzereien in den befreundeten Häusern ringsum. Nur daß mich bei jedem Quartalsbeginn die gleiche Beklemmung befiel beim Betreten der alten Kanti mit dem Quartalsbeginnsgeruch des Treppenhauses, einem Geruch, der mir alle möglichen Schrecknisse des Unvermögens in den Fächern Mathematik und Physik vergegenwärtigte.

Ich war einfach unbegabt, nicht ich allein, sondern mehrere unserer netten Klasse, in der ich manche mir nahstehende Kameraden fand. Werner Thomann und Ernst Dähler standen mir am nächsten, aber ich nicht ihnen, doch das war immer so und änderte sich nie. Musiziert wurde viel bei Max Matter in Kölliken, ebenfalls an zwei Klavieren, und so grotesk es klingt, es kommt auch Dezennien später vor, daß wir vierhändig «Ma mère l'oye» von Ravel spielen.

Max Matter verbarg, wie seine ganze Familie, das Gefühlhafte hinter Spöttereien; er hatte aber auch eine gehörige Dosis Selbstironie mitbekommen, und sie war es wohl, die ihn an einem Kostümball in Kölliken als englische Governeß auftreten ließ, hager und dürr, mit einem bodenlangen Rock, einer streng zugeknöpften Bluse, flachbrüstig und mit einer Perücke, die puritanisch in einem Knoten am Hals endete. Ein Pompadour am Arm fehlte auch nicht; er war eine völlig groteske Erscheinung und schwirrte in langen gezielten Schritten, das Hintergestell stets herausgedrückt, durch die Räume. Ich habe die Komik jener Erscheinung goutiert, wie bei mir der Sinn für das Ausgefallene durchaus ausgeprägt ist. Sonst hätte ich ja nun nicht an einem so dummen Tischeli sitzen müssen, um die Bilder der Laterna magica aufzuschreiben.

Magica: das Geheimnishafte besaß immer etwas Anregendes, so, um einmal mehr rückwärts zu blicken, in der Szene, da Kusine Gertrud Schwarz unter der Tür zwischen Wohn- und Schlafzimmer von Großtante Emmy Schwarz bei einem Neujahrsempfang, angetan mit Zaubermantel und hoher spitzer Mütze, Blei goß und jedem der Anwesenden aus den Bleiformen weissagte.

Tante Traud war die dichterisch Begabte, die ausgesprochen Musische, die immer ausgezeichnet geformte Verse vortrug, die auch künstlerisch anspruchsvolle Schulfreundinnen hatte in Frieda-Erika Wedekind (der Schwester von Frank und spätern Sopranistin an der Dresdner Oper) und Sophie Haemmerli-Marti. Die drei Schülerinnen trieben an der Bezirksschule Latein, eine ganz große Ausnahme zu jener Zeit.

Vom künstlerischen Sinn zeugte auch die Art, wie sie gemeinsam mit ihrer Schwester, Tante Bethy (von der Familie Peter genannt), den kleinen Platz am Haus im Hof zu einem Garten hergerichtet hatte. Der Hof zwischen dem Haus von Abraham mit seinen drei Treppen (von denen heute nur noch zwei bestehen) und unserm Haus (der jetzigen Volksbank) wies in der Mitte eine von Efeu umfaßte Wiese auf. Gegen den Grabenweg war der Hof, jetzt nur Abstellplatz für Blech, nämlich Autos, mit Blumenrabatten hinter abschließenden Gitterstäben geschmückt, und unmittelbar an der Hauswand standen im Sommer Kübelpflanzen, Oleander, Granaten, Jasmin und mehrere mir nicht bekannte Pflanzen mit schmalen langen Blättern, die ich, böses Kind, das ich war, in der Mitte der Länge nach aufzureißen pflegte, was mir Tante Elisabeth mit Recht verwies.

Hinter den Schlingrosen und den Kübelpflanzen waren die Damen Schwarz geborgen; sie verbrachten ganze Nachmittage dort. Dort sah ich auch zum ersten Mal die Kusinen Blanca und Mathilde Amsler aus Wildegg, die Besuch machten. Die beiden hochbetagten Damen Amsler, klein, grazil, immer schwarz gekleidet und mit Hut, sprachen ausschließlich schriftdeutsch. Sie waren Töchter des in München berühmten Kup-

ferstechers Samuel Amsler, der an der Akademie lehrte. In Rom, wo er in jungen Jahren gelebt hatte, war er mit den deutschen Malern aus dem Kreis der Nazarener befreundet. Ein von Blanca geführtes Album mit Zeichnungen aus dem Nazarenerkreis ist durch die Damen Schwarz auf mich übergegangen.

Blanca und Mathilde waren im Alter schwerhörig. Die eine von ihnen kannte ich nur mit dem Hörrohr in der Hand. Beide waren pianistisch ausgebildet. Sie mußten überdurchschnittlich gut gespielt haben, denn die Bände einer Ausgabe mit den Beethoven-Sonaten, die ich ebenfalls erbte, sind durchwegs mit Fingersätzen versehen; auch die technisch schwierigsten, die Sonate für das Hammerklavier und opus 111 und andere, wurden von ihnen gespielt. Auch von dieser Amsler-Seite sind also die hohen Ansprüche im Künstlerischen vererbt.

Meine Verwandtschaft mit den Amsler mußte ich vor einigen Jahren Frau Hildegard Peyer-Amsler in Zürich, neuerdings ihrem Bruder, dem hochbetagten Werner Amsler in Schaffhausen, erklären. Sie stammen von den Amsler-Laffon in Schaffhausen ab, und die Schaffhauser Amsler waren Geschwister der Ärztedynastie aus Wildegg und Schinznach-Bad.

Mit den beiden unverheirateten Damen Blanca und Mathilde lebte in dem schönen Laué-Haus an der Hauptstraße in Wildegg eine Nichte, Kusine Gertrud Amsler, die ihre Mutter, eine Rothpletz aus Aarau, bei der Geburt im Libanon verloren hatte. Auch Kusine Gertrud war sehr musikalisch. Während sie lange Jahre gelähmt lag, und nur im Rollstuhl von Zimmer zu Zimmer gefahren wurde, spielte ich ihr des öftern vor.

Sie lag da, das Haar in Zöpfen geflochten, und sprach, ebenfalls schriftdeutsch, auf verständnisvolle Art über Probleme der Musik. Es kam auch vor, daß dort Frau von Tirpitz mit ihrer Tochter zu Gast weilte, beide von jener gesellschaftlich erlesensten Schicht von Deutschen, die im Haus Amsler verkehrten. Tirpitz war der Admiral der deutschen Flotte im Ersten Weltkrieg. Durch die Rothpletz war Kusine Gertrud mit den Tirpitz verwandt. Die sehr schönen Möbel, die damals im Saal im ersten Stock des Laué-Hauses standen, kamen, wie die Bilder, nach dem Tod von Gertrud Amsler an ihre Verwandten in England, ausser zwei Empire-Consolen, die durch die Rothpletz zu den Rieter, dann an die Wille in «Mariafeld» in Meilen gelangten und heute bei Gundalena von Weizsäcker-Wille in Söcking in Oberbayern stehen.

Von den beiden alten Damen Blanca und Mathilde hatte man immer den Eindruck, sie lebten in Wildegg im Exil und sehnten sich nach München zurück, wo sie zu den obersten Gelehrten- und Künstlerkreisen zählten. Bei Frau von Tirpitz war ich stets irritiert von ihren beiden nicht in der gleichen Achse stehenden Augen.

Auch unsere Mutter schielte in den Kinderjahren. Eine durch den später zu europäischer Berühmtheit emporgestiegenen Ophthalmologen

Landolt ausgeführte Operation war erfolgreich. Landolt, mit den Bertschinger und Eberhardt verwandt, wirkte später in Paris. Einen seiner Nachkommen traf ich beim 80. Geburtstag von Gerold und Werner Hunziker in Lostorf im Jahr 1973. Die Operation bei unserer Mutter stellte eine besondere Form der Behebung des Schielens dar, und Dr. Landolt wollte die geheilte Patientin in verschiedenen Kliniken vorführen. Die Operation wurde nicht in einem Spital, sondern im elterlichen Haus hinter der Kirche ausgeführt.

Heut ist der 1. August 1975, und merkwürdigerweise ist es sommerlich heiß; wir haben sonst einen gewitterreichen Sommer. Wie oft waren wir am 1. August mit den Eltern und den Damen Schwarz den untern Haldenweg entlang spaziert gegen Abend, um die Höhenfeuer auf den Gipfeln des Jura zu sehen. Von Feuerwerk und Knallerei war nicht die Rede. Höchstens, daß man sich die Mühe nahm, die Flaggen herauszuhängen.

Neben den weiß-blauen Flaggen an unserm Haus am Schulhausplatz wehte, von einem der Magaziner im Geschäft befestigt, vom Balkon im zweiten Stock immer die Baslerfahne, auf der unser Vater bestand. Er war damals noch nicht Bürger von Lenzburg, welches zweite Bürgerrecht er erst in vorgerückten Jahren erwarb und zu diesem Zeichen von Tante Traud Schwarz eine winzige Staude erhielt, Symbol für den Bürgerchnebel. «Staude» ist natürlich wieder ein Helvetizismus, und «Welle» ist sicher auch nicht schriftdeutsch. «Wädele» sagt man in Bern, und Kusine Mariggi von Salis sprach immer von Wädele.

Mit unserm Schweizerdeutsch geht eine ganze Kultur verloren. Bedauerlich. Schon sehen die Vororte unserer Städte gleich aus wie die Vororte in irgendwelchem europäischen Land: die große Uniformität, die große Langeweile. Meine ehemalige Vaterstadt Basel ist eine der schlimmsten: Vandalen haben sie jämmerlich zugerichtet. Ein Jacob Burckhardt, der so sehr an Basel hing, ärgerte sich zu seinen Lebzeiten über all die Neuerungen. Er dürfte heute nicht einen Blick in seine Stadt tun. Mir ist sie ganz fremd geworden, auch wenn ich Verwandte dort habe und manche Freunde, sogar noch solche, die gutes Baseldytsch reden, nicht wahr, Helen Vischer, nicht wahr, Gertrud La Roche, nicht wahr, Theodora Von der Mühll, nicht wahr, Freunde Preiswerk, Maja Sacher, Otto Senn?

Ein Kissen habe ich noch nicht, ich sitze nach wie vor auf dem Strohsitz. Wie war denn der Sitz in unserer Sänfte beschaffen? Der war gepolstert. Die Sänfte war innen rot ausstaffiert, und die beiden Seitenfensterchen hatten Vorhänge, da die betreffende Ahnin wohl durch sie hindurchsehen, aber von außen nicht gesehen werden wollte. Das Fenster in der Tür war versenkbar, oder ist es noch, denn diese Sänfte existiert ja, als Depositum im Museum Burghalde.

Ich hatte sie einst in den unheimlichen Kellergewölben, dem Labyrinth des Hauses von Abraham Bertschinger im Hof entdeckt. Der Keller, oder die Keller hatten einen Zugang im Haus selbst, doch auch einen vom Hof aus, und als dort einst die Tür offen stand, gelangte ich in die dunkle Tiefe und sah die Sänfte, einsam und traurig und verstaubt. Ich weiß nicht mehr, wie wir das schwere Möbel ans Tageslicht beförderten; es war ereignishaft, dies Ding samt den beiden Tragleisten zu sehen.

Die Kinder im Hof, wohl alle, die damals bei dem Operchen mitwirkten, Gritli Widmer, Erna Fischer, Lily Bertschinger, Ruth und Hilde Riniker halfen mit bei der Reinigung. Man wusch das Möbel, man entstaubte es; meine Eltern erklärten, wie es gebraucht wurde. Es muß aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammen, der reinen Rokokoornamentik nach zu schließen, mit der die Tür geziert ist. Mit Bestimmtheit diente es Abraham Bertschinger, richtiger seiner Frau Elisabeth, geborenen Hünerwadel, deren Bilder bei mir im Salon hängen, wohl auch noch dem Sohn Gottlieb und seiner Frau.

Es gibt unter den vielen Amateuraufnahmen mehrere, die die Hofgesellschaft, das heißt die Kinder, in der Sänfte zeigen. Es gibt auch eine

Die Sänfte aus dem Haus Abraham Bertschinger im «Hof», in der Sänfte sitzend Hedi Mieg-Hünerwadel mit Enkelin Regine Knuchel (1921/22).

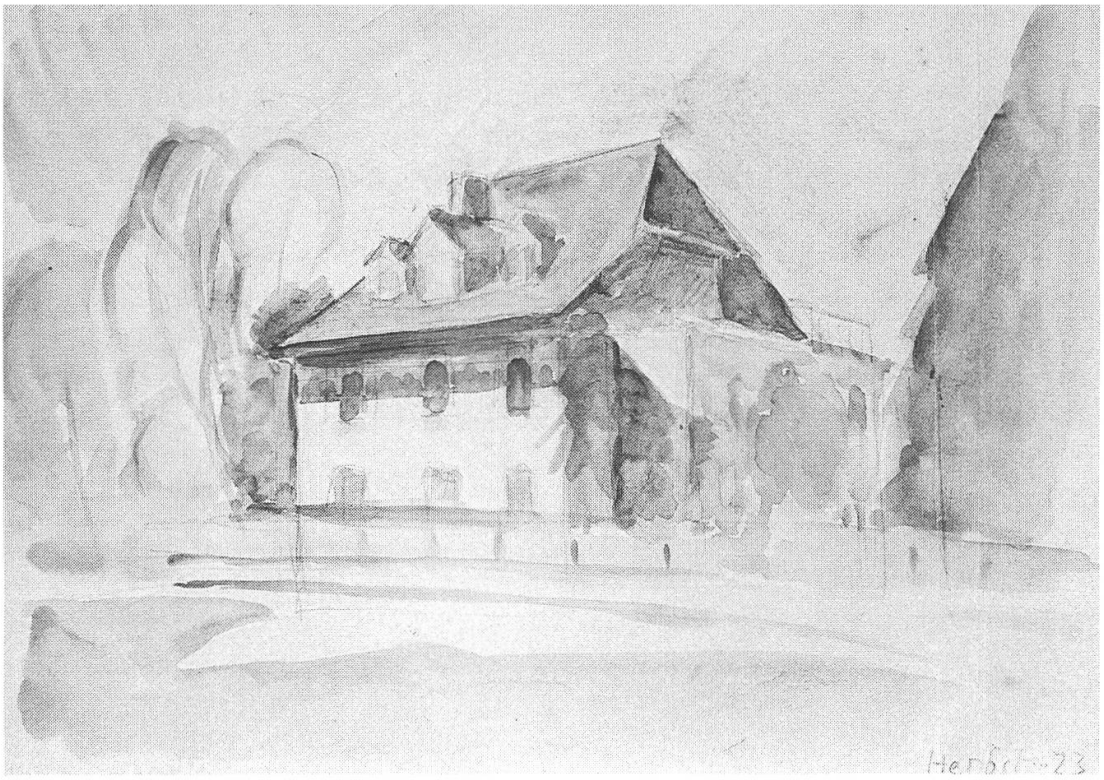
Aufnahme mit unserer Mutter im Fond des Tragstuhles (Porte-chaise), auf dem Schoß das wohl damals zweijährige Regineli Knuchel. Irgendwo ist Fritzli Walty zu sehen, das Bübchen von Fritz Walty, der zeitweise mit Frau und Kindern im Waltyhaus lebte. Fritzli war ein originelles Kerlchen (nicht anders möglich, wenn man Walty heißt) und kam einst zu uns, als wir beim Mittagessen waren. Es gab in irgendwelcher Form Kohl. «Ässet dihr eues Chöhli nume, i ha scho Chöhli gha», sagte er. Er haßte Kohl. So war er froh, nicht zu Kohl eingeladen zu werden. Die Hände auf dem Rücken, spazierte er drollig um den Tisch herum.

Die Erziehungsmethoden seines Vaters waren drastisch. Als Kind besuchte ich die Eltern Walty einst gegen Abend. Fritz Walty Vater war damit beschäftigt, aus Plastillin einen grotesken Hund zu formen. Dazu erklärte er mir, wie er seinen Sohn erziehe: wenn er Strafe verdient habe, müsse er die Peitsche selber hinter dem Ofen hervorholen, dem Vater übergeben, sich bücken, und dann erhalte er die nötige Tracht Hiebe. Die Methode kam mir schrecklich, barbarisch vor. Dazu dies Grinsen des Vaters.

Unvorstellbar bei uns, auch wenn eine Rute vorhanden war und alljährlich durch den Samichlaus erneuert wurde. Dabei hätte ich sie wohl des öftern verdient. Ich betonte schon, daß ich ein böses Kind war, voll Heftigkeit, und wie schrieb eines der Ferienkinder, die wir nach dem Ersten Weltkrieg bei uns hatten, jene durch meine Patin Clara Hüssy-Walty empfohlene Gertrud von Rotberg aus Säckingen, in einen Wandkalender? «Der Peter Mieg ist ein haarig böser Bube. Er folgt nicht, und alles muß man ihm tausendmal sagen. Er g'wählt die Kinder, deshalb ist der Peter Mieg ein haarig böser Spitzbube. Gertrud von Rotberg.» Betreffende Gertrud war, viele Jahre später, wieder einmal erschienen, um uns zu grüßen. Sie schrieb ins Gästebuch «Heil Hitler». Mein Schwager, über solche Dreistigkeit sehr erbost, schrieb dazu: «Gehört nicht ins Schweizerhaus.»

Jenes erste Gästebuch, von Liesel Kienast angefertigt zu unserm Einzug ins großelterliche Haus hinter der Kirche, erlaubt eine Übersicht über das Kommen und Gehen von Gästen, zu denen in erster Linie die Mitglieder der Familie gehörten, meine Schwester mit Mann und Kindern, die in Basel lebten, mein Bruder, der in Mailand war, die Schwestern meiner Mutter und die Ihren, dann die weitern Verwandten, seien es solche aus Lenzburg, aus der Schweiz oder dem Ausland. Hélène Welinder-Gilliéron aus Stockholm gehörte zu ihnen, auch die Mieg-Verwandten aus Freiburg im Breisgau oder aus Mülhausen. Vor allem sind immer erneut Freunde und Freundinnen von mir verzeichnet, die teils für Stunden, teils für Tage oder eine Reihe von Tagen blieben.

Heut auf den Tag sind es vierzig Jahre, daß sich Karl von Schumacher und Manuel Gasser eingetragen haben, am 4. August 1935. Ich werde es



Das Großelternhaus hinter der Kirche, Aquarell von PM, Herbst 1923.

heute abend Manuel Gasser noch melden, der seit einem Jahr im Pächterhaus von Schloß Brunegg Nachbar geworden ist. Im Jahr 1933, dem Jahr, da Hitler Deutschland zu beherrschen anfing und die Welt ins Unglück stürzte, war die «Weltwoche» gegründet worden, und seit 1934 war ich deren Mitarbeiter auf dem Musikgebiet.

Nicht allein die Keller des Abrahamschen Hofhauses erschienen mir als beängstigendes Labyrinth, auch die Wege, die ich nach dem Aarauer Abschluß beging, Wege, die sich durchaus nicht aufdrängten, die ich viel eher beschritt, weil sich nichts Besseres zeigte als ein Studium der Dinge, die mir nahe lagen. Indessen: das ganze Studium erschien mir fragwürdig, denn ich war mir bewußt, kein Wissenschaftler zu sein.

Das Labyrinth im Untergeschoß der Zürcher Universität, der dunkle Korridor, der zum Archäologischen Institut führte, kam mir recht symptomatisch vor. Wenn ich Kunstgeschichte studieren wollte, mußte ich auch Archäologie belegen, das war obligatorisch. Ein weitschichtiges Gebiet, das im Grund genügend Stoff für ein Nebenfach in sich schloß. Otto Waser, der Lehrer für Archäologie, war ein rührend zuvorkommend

hilfreicher Mensch. In seinen Vorlesungen setzte ich mich immer in die hinterste Bank, gemeinsam mit seiner Frau, der Schriftstellerin Maria Waser, die sich nach jeder Stunde nach meiner Schwester und meinem Schwager erkundigte. Sie trug zu ihren unkonventionellen Roben die immer gleiche Kette mit großen Holzkugeln.

Sie war in der ganzen Universität an dieser Kette ebenso zu erkennen wie eine andere eifrige Hörerin an einer Kette aus Muscheln. Diese Hörerin, ein herrliches Objekt für den Spott der Studenten, besuchte seit wohl dreißig oder hundert Jahren die gleichen Vorlesungen und schrieb Stunde um Stunde getreulich nach, was der Professor dozierte. Die Dozenten hätten eigentlich nur schon dieser einzelnen Hörerin wegen neue Vorlesungen halten sollen, aber das kam wohl kaum in Betracht. Sie war, wie auch die gelehrte Witwe des Germanisten und Keller-Biographen Adolf Frey, täglich in den Wandelgängen und Sälen zu sehen und regte niemanden weiter auf. Nur eines der seltenen Male, da Wölfflin aus sich herausging und sich beschwerte, war es wegen dieser ältlichen Frau, die ihn veranlassen wollte, zu einem Buch, das sie über Ägypten geschrieben hatte, ein Vorwort zu verfassen. Wölfflin war ehrlich entrüstet über eine solche Zumutung.

Ja, warum ging ich zur Universität? Das fragte ich mich täglich, sowohl bei den Fahrten zwischen Lenzburg und Zürich wie während, vor allem nach den Vorlesungen. Die Universität mit ihrem hochgelehrten Vorlesungsverzeichnis und mit der Aussicht, an diesem Institut je eine Prüfung zu bestehen, machte mir die gleiche Angst wie alle Schulen, die ich durchlaufen mußte. Ich hatte nicht den Mut und die Kraft zu sagen: Das ist nichts für mich; laßt mich Musik studieren. Auch das Studium der Musik an einem Konservatorium hätte in mir die nämlichen Ängste, die gleichen Fragen ausgelöst; ich hätte mir auch dort nichts zugetraut.

Also legte ich mir einen Vorlesungsplan für ein erstes Semester zurecht, so daß ich Vorlesungen und Seminarien von Lenzburg aus bewältigen könnte. Denn ich blieb ja im elterlichen Haus wohnen und hatte nur während weniger Semester ein Zimmer an der Wasserwerkstraße in Zürich, in der Gegend des Landesmuseumsparks, in den ich mit ein paar Schritten gelangen konnte. Ich konnte dort auch in einem, wenn ich nicht irre, vom Frauenverein geführten Restaurant, in dem es nach Wachstuch und Puritanertum roch, mein Frühstück bekommen.

Täglich fuhr ich nach Zürich. Meine Studienfreunde hatten immer zu lachen, wenn ich auch zur Zeit, als ich eine Bude hatte, oft nach Lenzburg zurückfuhr. Ich mußte für mich allein sein, um die Ungeheuerlichkeit des Stoffes überdenken zu können. Ich konnte mich ja nie mit Überzeugung diesem Studium in die Arme werfen: es war mir immer erneut fragwürdig. Das Fach Kunstgeschichte schien gegeben, auch deutsche Literatur und Musikgeschichte. Ich hörte versuchsweise auch Vorlesungen über

Philosophie, die Eleutheropulos, ein weißhaariger Grieche, hielt, auch über französische Literatur bei Theophil Spoerri, der Dekan der Philosophischen Fakultät I war, als ich mein Studium abschloß.

Dann setzte ich mich bisweilen in Vorlesungen von Fritz Fleiner, dessen Vortrag ich als oratorische Leistung genoß. Wenn er behende, mit martialisch weißem Schnurrbart, zum Katheder schritt, die Taschenuhr aufs Pult legte, dann eine Stunde ohne jegliche Notiz über Staats- und Kirchenrecht dozierte, war dies großartig. Er war einer der letzten rednerisch hochbegabten Lehrer, dem es auf den lebendigen Vortrag ankam. Mit heller Stentorstimme begann er die Vorlesungen mit der stereotypen Begrüßung: «Meine Herren!» Die Rechte studierenden Damen existierten für ihn nicht, auch wenn sie im Auditorium zahlreich vertreten waren. Heute, im Jahr der Frau, wäre Fleiner von Stadträtin Pestalozzi persönlich erwürgt worden. Damals wagten die Damen nicht zu mucken. Sie wurden einfach überfahren, ignoriert. Mit dem Glockenzeichen war sein letzter Satz beendet, zugleich die meisterlich gebaute Vorlesung.

Im ersten Nebenfach hatte ich deutsche Literatur. Da Germanistik nicht mein Hauptfach war, hatte ich freie Wahl zwischen den beiden Dozenten und Antipoden Ermatinger und Faesi. Ich war in Vorlesungen und Seminarien bei beiden. Bei Ermatinger wehte der scharfe Wind strenger Wissenschaftlichkeit, bei Faesi stand das Künstlerische im Vordergrund. Verständlich: er war ja nicht nur Dozent, sondern schrieb Gedichte und Romane. Von den hohen Forderungen, die Ermatinger stellte, hatte ich schon in der Kantizeit im Hause Zschokke in Aarau erfahren. An den Tagen, da ich nicht nach Hause fahren konnte, war ich dort am Mittagstisch gewesen. Rolf Zschokke, der Sohn, studierte bei Ermatinger und hatte von der Bedeutung des bibelähnlichen Breviers, des DDK, gesprochen, das man als Germanistikstudent gewissermaßen auswendig zu kennen hatte. DDK hieß Ermatingers Buch über «Das dichterische Kunstwerk».

Ich hatte also schon gewaltigen Respekt, ehe ich überhaupt in der Vorlesung und im Seminar dieses Herrn saß. Im Seminar traten bereits als kommende Sterne ein Emil Staiger und Max Frisch in Erscheinung. Letzterer wußte schon artigen Rauch um seine Person zu entwickeln. Ich äußerte mich nie im Seminar, war also für die andern Teilnehmer weniger als Luft.

Unter den Studenten der Vorlesungen von Ermatinger und Faesi kannte ich Gundalena Wille und Annemarie Schwarzenbach. Erstere traf ich des öfteren bei Furrers an der Dufourstraße, wo ich Gast am lebhaften Mittagstisch war. Annemarie Schwarzenbach, wie Gundi Wille Großtochter des Generals, machte in der Uni nicht nur durch Schönheit, Geist und Reichtum von sich reden, sondern auch dadurch, daß sie während des Seminars an einem Roman schreiben konnte und ihr Studium mit

dem damals zulässigen Minimum an Semestern, nämlich sechsen, abschloß.

Es war Walter Boesch, der auf die seltene Dreiheit von Schönheit, Gescheitheit und Reichtum bei Annemarie Schwarzenbach hinwies. Er war Historiker, Schüler von Gagliardi. Ihm hatte ich es letzten Endes zu danken, wenn er mir den Mut einflößte, das begonnene Studium, das mir so fragwürdig erschien, abzuschließen. Er lebte mitten in einer Bande von dem Leben zugewandten lustigen Studenten, und das Lachen fiel ihm leicht. Durch ihn lernte ich Heidi Diem, die Anglistin, kennen, die, ebenfalls aus Luzern, ebenso gern lachte, und durch sie Carmen Furrer, die Juristin. Natürlich kannte ich ungezählte weitere Studenten und Studentinnen, aber vielleicht war der Kreis mit Heidi Diem, Carmen Furrer und Walter Boesch doch von vordringlicher Bedeutung. Heidi Diem und Walter Boesch lebten in Zürich und fanden im besonderen, daß ich das halbe Leben verpasse, wenn ich immer in Lenzburg wohne. Vielleicht, vielleicht nicht. Mir waren im Physischen, im Psychischen, im Materiellen Zeit meines Lebens Grenzen gesetzt, und ich hatte mich danach zu richten.

Unter den Studenten der Musikgeschichte, meinem zweiten Nebenfach, hatte ich kaum Anschluß. Nur mit Clemens Dahinden nahm ich, ungezählte Jahre später, erneut Verbindung auf, als er, als Dirigent des Winterthurer Orchesters, mit Hingabe meine Orchesterstücke den Winterthurern darbot. Meine Lehrer in diesem Fach waren Gysi und Cherbuliez. Auch sie Antipoden. Man hatte sich für den einen oder andern zu entscheiden. Formenlehre, Analyse, Kontrapunkt sowie die Einführung in die Musikgeschichte wurden mir durch sie zuteil. Zur Prüfung meldete ich mich bei Fritz Gysi, der seinem ehemaligen Schüler später, als er über meine Zürcher Aufführungen zu schreiben hatte, großes Wohlwollen entgegenbrachte.

Mein Hauptfach aber, die Kunstgeschichte, machte mir unentwegt Sorge wegen der Ungeheuerlichkeit des Stoffes und der Unmöglichkeit, ihn je zu bewältigen. Vorlesungen besuchte ich bei Zemp, der den Stoff systematisch ausbreitete, bei Konrad Escher und Stadler, welche Begriffe dieses reichen Stoffes vermittelten, die vom Studenten viel eigene Arbeit erforderten. Eben in der selbständigen Arbeit sah ich mich in einem unendlichen Meer hilflos schwimmen. Vor allem weil ich nicht mit dem Mut der Ausschließlichkeit dem Fach Kunstgeschichte zu Leibe rückte, wie es all die andern Kommilitonen tun konnten. Wenn ich nur an den Eifer, den Bienenfleiß, die stets für Fragen erhobene Hand von Frau Heider-Hartog denke! Nein, andere Dinge, menschliche und künstlerische, standen immer im Vordergrund.

Es waren mehrere freundliche Gestalten unter diesen Mitstudenten: mein Vetter Reinhart Schwarz, Bruder von Urs und Dieter, der jung starb

und schon während seiner Studienzeit an den Folgen einer Schlafkrankheit litt. Es waren Fritz Gysin, wesentlich älter als ich und mit seiner Dissertation über Delacroix beschäftigt, Heinz Keller aus Winterthur, René Wehrli. Sie alle wurden Museumsdirektoren. Dann die lustige Hedy Wyß, mit der ich erneut in Briefverkehr stehe, und die nicht minder zum Lachen aufgelegte Inge Eichmann, deren Verbindungen zu Malern wie Picasso und Braque so fabelhaft waren wie ihre Wochenendausflüge nach London und Paris und ihre Sammlung, von der sie uns bei Einladungen in ihrer Wohnung im Apartmenthaus am See die neuesten Erwerbungen zeigte. Ich traf sie wieder bei einem Kunsthistorikerkongreß in Basel 1936. Sie hatte damals eben mit einer Arbeit über Cézanne abgeschlossen und wirkte im strengen Basel durch ihr Monocle als extravagante junge Dame von Welt. Wenn wir uns später etwa in Paris wieder trafen, fanden wir sogleich den unbefangenen Ton und ergingen uns im Erinnern an die Zürcher Zeit.

Die ganz große Erscheinung unter den Dozenten der Zürcher Uni war Heinrich Wölfflin, der den Ruf nach Zürich nur angenommen hatte, weil er seinen Lebensabend gern in der Schweiz verbringen und hier in der Nähe seines ihm vererbten Landgutes bei Winterthur leben wollte. Er bewohnte den zweiten Stock im klassizistischen «Sihlgarten» am Talacker, einem in seiner schlichten Strenge imponierenden Bau in einem Garten. Es war das ihm entsprechende Ambiente, jene Flucht von Räumen, in der seine Bibliothek, seine Bilder zur Geltung kommen konnten. Er tat uns ganz unumwunden kund, daß Zürich, nach seinem Wirken an den Universitäten Berlin und München, einen Abstieg bedeute.

Bei einem Besuch, den ich ihm machte, äußerte er sich auch zu mir über dieses Thema und gab mir zu verstehen, daß die Qualität seiner Studenten dort wesentlich höher gewesen sei als in Zürich. Uns wenigen Kunsthistorikern gegenüber war er immer sehr liebenswürdig.

Jedoch die Distanz zwischen ihm und uns war und blieb unüberbrückbar. Nur Hedy Wyß kannte den Weg, Wölfflin ein wenig zu lockern und uns wissen zu lassen, daß auch so etwas wie ein Goethe en pantoufles existiere, den wir im Grund gar nicht unbedingt kennen wollten. Uns genügte, daß er im Auditorium Maximum seine überragenden Vorlesungen hielt und daß er uns zu den Übungen bei sich zuhause im Speisezimmer am großen Tisch vereinigte. Es genügte auch, Fräulein Rosa zu kennen, die Hausdame, die alles wußte und für alles Organisatorische zuständig war. Es gibt bei mir auch ein paar Aufnahmen mit Wölfflin auf dem Eis des Zürichsees im harten Winter 1929, oder von einer Einladung unserer Studentengruppe auf seinem Landhaus. Da ist Wölfflin tatsächlich mit einem Lachen zu sehen.

Es fiel ihm schwer, sich schweizerdeutsch auszudrücken, er hatte ja sein Leben lang in Deutschland gelebt und gelehrt, und Hochdeutsch war

ihm zur Umgangssprache geworden. Es war auch leicht seltsam, die so unschweizerische Erscheinung, diese große, gewissermaßen majestätische Persönlichkeit mit dem weißen Haar, den weißen Brauen, der starken gebogenen Nase, dem Knebelbart, mit den höchst gemessenen Bewegungen unter Schweizern zu sehen, namentlich unter seinen Mitdozenten, zu denen er keinerlei Beziehung hatte. Mit Gelehrten in Deutschland pflegte er freilich schriftlichen wie mündlichen Verkehr, auch mit einigen Schweizern, die er seit seiner Jugend kannte und deren Nachkommen bei ihm freundlich empfangen wurden, wie beispielsweise Cyrill von Planta, der bei Einladungen unseres Seminars zugegen war.

Die Einladungen im «Sihlgarten» waren nicht ganz frei von Förmlichkeit, auch als er zur Abwechslung eine Zusammenkunft in Kostümen vorgeschlagen hatte. Einige Damen nahmen dies sehr serios (um mit Burckhardt zu reden). Frau Heider erschien als gediegene Venezianerin in dunkelgrünem Samt. Inge Eichmann hatte einen kostbaren asiatischen Seidenstoff improvisatorisch übergeworfen. Mir kam es als unnützes Theater vor; nur pro forma hatte ich, wenn ich mich recht erinnere, aus unserem Konstümvorrat irgendeinen Domino mitgenommen.

Bei dieser Gelegenheit verschenkte Wölfflin uns eine Anzahl Doubletten eigener Werke, und ich war der erste, der ihn bat, eine Dedikation hineinzuschreiben, was er zögernd und ziemlich umständlich tat. Natürlich wollten dann die andern auch eine Widmung vom Meister. Ein andermal lud er uns nach Küsnacht ein, zu einem «Gericht von Fischen», wie er Hedy Wyß erklärt hatte. Sie wußte wirklich das Eis zwischen der Hoheit und uns Schülern zu brechen, und es war ihm angenehm, daß er wegen einiger schriftdeutsch redender Kommilitonen ebenfalls schriftdeutsch reden konnte. Hedy Wyß war eine getreue Freundin von Wölfflin: Sie als einzige war 1927 nach Nürnberg gereist, wo Wölfflin die hochoffizielle Festrede beim Dürer-Jubiläum hielt.

An den Vorlesungssaal für Kunstgeschichte grenzte das Seminarzimmer mit Bibliothek, wo sich Dozenten und Studenten mischten, die Dozenten, um die Lichtbilder für ihre Vorlesungen auszuwählen, die Studenten zur Benützung der Bibliothek. Hier konnte man auch Wölfflin treffen, wenn er in langsamer Bewegung die Dias vors Auge hielt und prüfte. Die anschließende Vorlesung fand stets im dichtbesetzten Maximum statt. Dort waren nicht nur die paar wenigen Studenten mit Kunstgeschichte im Hauptfach, sondern auch Hörer aller Fakultäten und jene vielen zugewandten Orte vom Zürichberg, die Wölfflins Vortrag nicht verfehlen wollten.

Tatsächlich waren seine Vorlesungen wohlvorbereitete Vorträge von großartiger Abrundung, klar im Aufbau und in Einzelheiten. Sie fanden ausnahmslos im verdunkelten Raum statt, denn er sprach immer im Zusammenhang mit dem Bildmaterial, hatte einen langen Stab in der

Rechten, setzte ihn auf den Boden, wenn das nächste Bild folgen sollte, und lang hinterher kam das Wort «weiter». Alles war überlegt, um nicht zu sagen feierlich. Seine Sprache deutlich skandierend. Und es kam regelmäßig vor, daß er gleiche oder Parallelbeispiele mehrmals vorführte, um ja das Gesagte dem Hörer und Zuschauer einzuprägen.

Es mußte ihn überaus stören, wenn im verdunkelten Maximum der Fall eintraf, daß sich eine der Türen gegen die Halle öffnete und Licht eindrang. Einmal kam eine Dame vom Züriberg zu spät. Wölfflin, sehr indigniert, brach mitten im Satz ab, wandte sich nach der Dame und verfolgte sie stumm mit seinem Blick, bis sie sich gesetzt hatte, und er wartete noch eine Weile, bis er den Faden wieder aufnahm. Schade, daß man bei der Dunkelheit die Schamröte nicht sehen konnte. Es wurde natürlich gescharrt. So wie einst, bei einer Vorlesung über die Kunst des 19. Jahrhunderts, frenetisch getrampelt wurde, als Wölfflin bei Besprechung von Boecklin, in Umkehrung eines Verses, sprach: «Den Meier-Graefe sind wir los, der Boecklin ist geblieben.» Meier-Graefe hat bekanntlich über Boecklin sehr abfällig geurteilt, und Wölfflin vollzog mit seinem Witz, einem der wenigen im Verlauf seiner Vorlesungen, die Ehrenrettung, die Boecklin damals, um 1930, noch benötigte – heute nicht mehr, da sein Werk anerkannt ist.

Ich erinnere mich nicht, daß bei Wölfflin musiziert worden wäre. Er hatte einen Flügel und eine Einrichtung für Pianolarollen. Eines seiner Lieblingswerke war das «Heldenleben» von Richard Strauß, das er sich offenbar nach dieser Pianolarolle des öftern vorspielte. Es mußte die große Geste, die sinfonische Allüre dieser Musik sein, die ihm entsprach.

Er war ja der Lehrer, der uns das Große sehen lehrte, der den großen Gestus in der Kunst verfolgte von der Zeit der Renaissance an, wo er für Italien geprägt wurde und für Europa Gültigkeit hatte. Italien und den Norden in ihrem so verschiedenen Wesen zu deuten, war eines seiner Hauptanliegen, und das Buch, das ihn damals beschäftigte, hieß «Italien und das deutsche Formgefühl». Entsprechend behandelte er diesen Vorwurf in einer seiner Vorlesungen. Wölfflin war, das ist allen, die ihn kannten, klar, eine der großen Gestalten auf dem Gebiet von Wissenschaft und Kunst, und er war wohl einer der letzten Lehrer, dem es auf den Vortrag ankam.

Musiziert hingegen wurde bei den Seminareinladungen von Faesi. Da war es seine Frau Jenny, die Lieder von Schubert und Brahms sang, zu denen ich sie begleitete, wie ich des öftern bei Faesis in Zollikon war, um mit der liebenswürdigen, dem Musischen aufgeschlossenen, gastfreundlichen Frau zu musizieren. Mit ihren Söhnen aus erster Ehe, Eduard und Heini Fueter, war ich durch Jahre befreundet, und jetzt kommt es vor, daß ich der Schwiegertochter von Heini, der Flötistin Annekäthi Graf, in Konzerten begegne. Faesi selber trug bei diesen immer animierten Ver-

anstaltungen bisweilen Eigenes vor. Seine geistreiche Art kam in dem mir unvergeßlichen Gedicht mit den komischen Abwandlungen über das Wort Zahn zur Geltung. Der Zahn der Zeit kam darin vor, und das Gedicht endete mit dem Wort «Nehmen wir eins auf den Zahn». Möglich, daß es publiziert war, jedenfalls hatte der Schriftsteller Zahn es übel genommen.

Die Zürcher Jahre brachten für mich Musik in vielerlei Form. Ich war Klavierschüler bei Emil Frey geworden, der mich wie einen Berufspianisten behandelte und im Technischen viel verlangte. Seine Stunde begann mit technischen Übungen, die er rigoros und ausgiebig ausführen ließ, wobei er mit seiner Linken diese Übungen in strengem Tempo mitspielte, zur Rechten des Schülers sitzend. Etwa nach einer halben Stunde mit Training ging er zum musikalischen Teil über, bei dem die technische Beherrschung eines Werks selbstverständlich war. Probe dafür, ob man sich ein neues Stück angeeignet habe, war sein Griff nach den Noten: er nahm das Heft immer sofort weg, man hatte auswendig zu spielen; mit Bleistift kreuzte er im Text Stellen an, die fehlerhaft waren. Es war eine harte, doch hervorragende Schule. Emil Frey wußte das Gefühl der Verantwortung gegenüber dem Kunstwerk zu wecken. Ihm lag vor allem daran, den Begriff vom Ethos des Künstlertums zu vermitteln. Verhältnismäßig selten spielte er einem die Werke, die man zu studieren hatte, im Zusammenhang vor, vielleicht einzelne Passagen. Nur wenn er vom Stück selber ergriffen war, gab er seine, natürlich überragende, Darstellung. Man konnte ihn ja in den Klavierabenden hören.

Rührend war, wie seine betagte Mutter, mit der er lebte, die Schüler vor Beginn der Stunde unterhielt und von dem anstrengenden Leben, auch von den Erfolgen des Sohns erzählte. Die Stunde dehnte sich stets weit über die zugemessenen sechzig Minuten aus, oft dauerte die Lektion weit über anderthalb Stunden, und die nachfolgenden Schüler hatten einfach zu warten.

Im übrigen kamen die meisten Berufsschüler zu ihm ins Konservatorium, jene Anstalt, vor der mich die gleiche Panik erfaßte wie vor jedem Schulhaus. Hörte ich, wenn ich zur Seltenheit einmal im Zürcher oder Basler Konservatorium war, aus den Zimmern spielen, dann konnten die Betreffenden alles viel besser als ich, und einmal mehr sah ich nur meine Unzulänglichkeiten. Nein, es war wirklich besser, Musik nicht als Beruf ausüben zu müssen. Wenn ich doch zu etwas Ähnlichem wie einem Profi geworden bin, dann geschah dies in vergleichsweise späten Jahren, und daß es je dazu kommen sollte, von einem Verleger um ein Stück gebeten zu werden, hätte ich mir in meiner Armseligkeit nie träumen lassen.

Ich hörte während der Zürcher Semester viele Konzerte, hörte erstmals Strawinsky im Jahr 1928 in der Tonhalle, als er sein Klavier-

konzert mit Bläsern spielte, zum Abschluß Petruschka dirigierte. Die andern Teile des ausschließlich Strawinsky gewidmeten Abends wurden von Andreae geleitet. Mit Hans, seinem Sohn, traf ich mich an der Uni. Wir kamen bald überein, daß es eine lustige Sache sei, an zwei Klavieren zu spielen. Das geschah bei ihm zuhaus, in dem großen Musikzimmer mit den beiden Flügeln. Auch bei mir in Lenzburg. Ich hatte, neben dem Bechstein, das Burger-Jacobi-Klavier, das ich von Tante Emmy Schwarz geerbt hatte. Hans Andreae spielte damals ausschließlich Klavier. Erst später wandte er sich dem Cembalo zu. Und merkwürdige Wiederholung des Zusammenmusizierens: er war es, der unter der Leitung von Edmond de Stoutz mein Cembalokonzert im Kleinen Tonhallesaal uraufführte.

Mit einem andern Studenten spielte ich ebenfalls des öftern an zwei Klavieren, mit Richard Schwarzenbach, dessen Vorname englisch und abgekürzt ausgesprochen wurde, wie der Lebensstil seines Elternhauses in Rüschlikon weitgehend englisch zugeschnitten war. Ich kam so in das Haus, das ich seit Jahren aus Abbildungen einer Architekturzeitschrift kannte, die mein Vater abonniert hatte. Plötzlich war ich in jenem Salon, von dem ich aus schwarz-weißer Abbildung wußte, daß er einen roten Spannteppich und crèmeweiße Wände hatte.

Am Mittagstisch, wo nur die Kinder zugegen waren, ging es äußerst lebhaft zu, in einem Gemisch zwischen Züritütsch und Englisch, und auch James war zugegen, genannt Jimmy, der heute in der Öffentlichkeit ein gewichtiges Wort spricht. Er hat keine Ahnung von meiner Existenz. Verständlich: von mir pflegte man nicht Notiz zu nehmen. Das war immer so. Und wenn ich heute derart ichbezogen drauflosschreibe, wird es mir übel vermerkt. Alles ist lätz, ich weiß schon.

Strawinsky hörte ich als Pianisten und Dirigenten zwei Jahre später in Basel. Dorthin war ich für das Wintersemester 1929/30 gegangen, besonders im Hinblick auf ein zu absolvierendes Volontariat bei den Basler Nachrichten, dessen Feuilleton-Redaktor mein Schwager war. Ich konnte mich für die notwendigen Stunden an der Universität einschreiben, hatte aber die übrige Zeit für die Zeitung da zu sein, deren sämtliche Ressorts ich kennen lernen sollte. Ich hatte also auch auf der Aus- und Inlandredaktion zu wirken, ohne von Politik das mindeste zu verstehen, mußte auch über Sport und Lokales schreiben können.

Für den lokalen Teil wurde ich eines Tages zu einem Interview mit zwei Filmgrößen geschickt, zu einem Tee, den der Manager für Lilian Harwey und Willy Fritsch, damals im Zenit ihres Ruhmes, im Hotel Metropol arrangiert hatte. Die Diva und ihr Partner waren zu dem Zeitungsgemüse recht freundlich, keineswegs herablassend, denn dies durften sie doch nicht, da ihr Impresario die Wichtigkeit der guten Beziehung zur Presse kannte. Und Lilian Harwey erzählte von ihrer Jungmädchen-

zeit, als sie in Solothurn zur Schule ging. Es gab also eine Zeit, da sie Schweizerdeutsch sprach.

Viele Jahre später schrieb ich in einer meiner skurrilen Geschichten von dem Zusammentreffen mit der Göttin im Zug zwischen Zürich und Bellinzona, eine Begebenheit, die gar nicht ich miterlebt hatte, sondern Arthur von Daehne, der mir die Geschichte drastisch schilderte. Er bekam es mit der Angst zu tun, als ich ihm sagte, über sein Abenteuer unter meinem Namen, das heißt unter meinem Pseudonym, geschrieben zu haben. Meine harmlose Geschichte konnte der Diva wirklich keinen Abbruch tun.

Grotesk war, daß gerade ich zu jenem Interview geschickt wurde, der ich überhaupt nie ins Kino ging und selbstverständlich keinen Film mit dem Götterpaar gesehen hatte. Mir wurde indessen von allem Anbeginn meiner Tätigkeit auf den Basler Nachrichten zu verstehen gegeben, daß man als Journalist über alles zu schreiben hatte. Der große Albert Oeri, Chefredaktor und Großneffe von Jacob Burckhardt, hatte mir dies bei der Vorstellung verkündet. Im übrigen hatte er für einen Volontär keine Zeit, und ich sah ihn nur etwa in den Gängen jenes alten Hauses an der Gerbergasse, wo die Zeitung damals ihren Sitz hatte, mit Dépendance an der Falknerstraße, wo Feuilleton und Handel untergebracht waren.

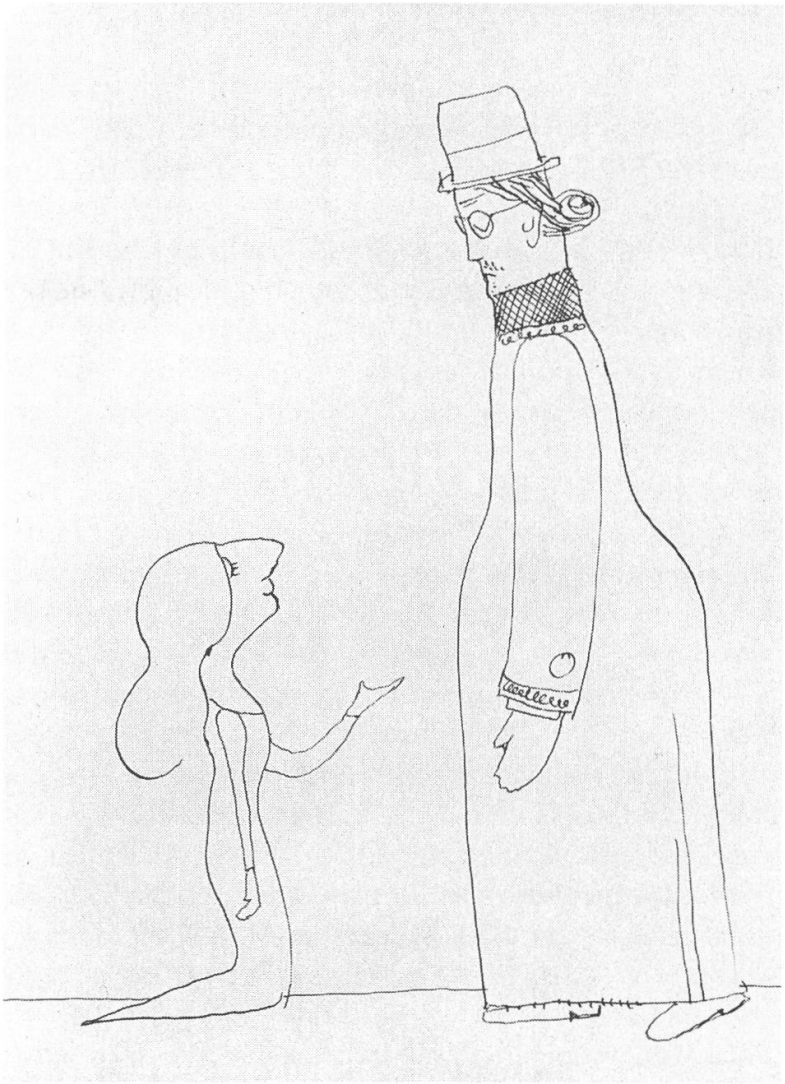
Ich hatte als Berichterstatter auch eine Tagung der Neuen Helvetischen Gesellschaft im Großen Musiksaal zu besuchen, deren wichtigstes Traktandum eine Rede von Bundesrat Schultheß war, der den Boden für die Einführung der AHV ebnen wollte. Eine wichtige Sache. Von Politik verstand ich so wenig wie von Film, Lokalem und Sport. Doch stand mein Bericht über jene Rede tatsächlich im Montagmorgenblatt der BN.

Die Sitzungen der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft im «Schlüssel» lagen mir näher. Die meist ergrauten Herren erschienen mir respektgebietend, nicht minder jene berühmte Manu His, die, eine ebenfalls ergraute Virago, diesen Sitzungen nie fern bleiben wollte und ihre Kommentare zu den Vorträgen durch vernehmliche Worte wie «Waiß y, hani au» zu liefern pflegte.

Denkwürdig war für mich eine Begegnung zwischen Manu His und Wanda Landowska. Übergroß die stämmige, mit Barthaaren geschmückte Manu His, neben der kleinen Wanda Landowska durch einen hohen Hut noch größer wirkend. Es war ein sehr schönes Bild, das ich später aus dem Gedächtnis zeichnete. Von Manu wußte man, daß ihr Vater, ein Professor, zu einem seiner Kollegen gesagt hatte: hanc stando feci. Was in Basel der Tochter den Namen s'Hancstandefeci eintrug. Basel ist eine freundliche, eine liebenswürdige Stadt, und die Bösmäuligkeit macht sie noch viel hübscher.

Vorträge fanden auch im Lyceum-Club statt mit anschließenden Empfängen. Jo van Ammers Küller, eine holländische Schriftstellerin, damals

Begegnung zwischen Manu His und Wanda Landowska. Karikatur von PM.



viel gelesen, sprach in Basel, wie auch Alja Rachmanowa oder Paul Valéry. Bei diesen Vorträgen und Empfängen sah ich des öftern Paula Schultheß-Reimann, die im gesellschaftlichen Leben von Basel eine wichtige Rolle spielte. In ihrer Jugendzeit hatte sie auch auf der wirklichen Bühne gespielt. Als in Vindonissa 1907 die Aufführungen der «Braut von Messina» stattfanden, bei denen der halbe Aargau mitwirkte, hatte sie die Hauptrolle. Photographien jener Wiedergabe im Amphitheater finden sich in allen Aargauer Häusern, und wir können heute noch sehen, wie sich unsere Väter da ausnahmen.

Später war Paula Schultheß an der Reinhardt-Bühne in Berlin. Sie erzählte nicht ungern ein Ereignis, das zur Katastrophe hätte führen können, wenn sie nicht durch ihre Geistesgegenwart die Situation gerettet hätte. In «Kabale und Liebe» hätte sie jenen bekannten Brief auf offener Szene schreiben sollen. Doch ach, man hatte vergessen, das Schreibzeug hinzustellen. «Da rief ich: doch womit soll ich schreiben? Ich habe weder Feder, Tinte noch Papier.» Ein Lakai brachte das Gewünschte, und die Vorstellung konnte weitergehen.

Die bösen Basler Zungen verfälschten das Bühnendeutsch natürlich in ein helvetisch gefärbtes Schriftdeutsch. Und nach jener Uraufführung eines Stückes von Emanuel Stickelberger zu Ehren seines fünfzigsten Geburtstages im Basler Stadttheater, welch schönes Gebäude die Basler dieser Tage zu Schutt und Staub machten (die Basler wissen nicht, was sie tun, es ist erbärmlich), rief mir Paula Schultheß ein Wort zu, das mir immer gegenwärtig ist. Der Dichter hatte sich, nach vielen Vorhängen, durch das Türchen des Eisernen Vorhangs an die Rampe begeben, um sich beim Publikum zu bedanken. Er betrat aber den Souffleurkasten, rutschte aus und fiel in den mit einem Tuch überspannten Orchesterraum. Der Aufschrei des ganzen Theaters war echt. Zum Glück hatte sich Stickelberger nichts Ernstliches zugezogen, konnte aber am anschließenden Empfang in der Kunsthalle nicht teilnehmen. Dort war es, wo Paula Schultheß mir zurief: «Und ich wollte ihm mit einer Armbewegung bedeuten: zurück! zurück! Denn ich kenne die Materie doch so genau.»

Die Durchdringung von schöngeistiger und wissenschaftlicher Welt ist nicht allein eine Besonderheit von Basel. Das ist auch in andern Universitätsstädten so, und immer gibt es Kreise, gibt es Einzelne, die sich abschließen und der Mondanität fernhalten. Man erinnert sich: Jacob Burckhardt war einer, der strikte alle Versammlungen und Rektoratsessen mied und nur die Beziehung zu den paar wenigen jüngern Baslern pflegte, die er als die «Bande» bezeichnete und mit der er sich mehrmals in der Woche traf, der er von seinen Reisen fast täglich brieflichen Bericht erstattete.

Zu den wenigen Dozenten, deren Vorlesungen ich besuchte, gehörte Andreas Heusler, der dritte dieses Namens, und auch er, wie Wölfflin, von Berlin nach Basel zurückgekehrt. Seine Vorlesung über altgermanische Dichtung betraf sein Spezialgebiet. Sein Vortrag hatte etwas Souveränes, bei aller körperlichen und psychischen Behinderung, die der Hörer spürte. Man wußte, daß er nur mit großer Mühe schrieb. Erst nach dem Basler Semester kam ich mit der so eindrücklichen Gestalt in persönlichen Kontakt, dies bei seinen Neffen und Nichten La Roche, die zu den nächsten Freunden meiner spätern Basler Zeit zählten. Heusler las in der alten Universität über dem Rhein, dem gemütlichen, bescheidenen Gebäude am Rheinsprung, das, eigentlich nur vom Rhein aus sichtbar, von der steil ansteigenden Gasse kaum wahrzunehmen war und sich nach guter Basler Sitte versteckte. Fridolin, der Erzbasler, hat es in seinem unvergänglichen «Basler Credo» ausgesprochen, daß die Baslerin nur Wolle trägt, dies aber über seidenen Unterröcken.

Paul Ganz, der Kunsthistoriker, Holbein-Spezialist, brachte von Zürich her frischen Wind. Seine Gattin hielt am zurückhaltenden Basler Ton fest; sie stammte aus dem edlen Palais am Petersplatz, dem Wildtschen Haus, das, damals noch von ihren Eltern bewohnt, mir vom Enkel, Paul Leon-

hard Ganz, gezeigt wurde. Ganz war von seinen vielen Reisen im Ausland, besonders von den Holbein-Expertisen her, die er in England zu machen hatte, gewohnt, viel Mondanität um sich zu vereinigen. In seinen Vorlesungen fanden sich immer viele Basler Damen ein.

Die Einladungen in seinem Haus an der Hebelstraße, bei denen er die Mitglieder des Kunstgeschichtlichen Seminars vereinigte, waren großzügig und lustig. Er wußte diesen Anlässen einen festlichen Ton zu geben, mit den brennenden Kerzen in den Appliquen im Eßzimmer, mit den ausgezeichneten Speisen und Weinen, die er vorsetzen ließ. Die Vorlesungen, Seminarien und Einladungen bei Ganz waren mit einem Wort weltläufig. Was seine Seminarien, die bei ihm zuhause abgehalten wurden, besonders wertvoll machte, war die Tatsache, daß er immer anhand von Originalen, sei es der Malerei, sei es der Graphik, besprechen und bestimmen ließ.

Sein Haus war voll von Kostbarkeiten. Im Flur zu ebener Erde begann es mit einer Reihe großer Kompositionen von Füßli, auf dessen hohe Bedeutung Ganz schon damals hingewiesen hatte. Heute, 1975, im Jahr der Hamburger Ausstellung, weiß man auch im Ausland, welch großer Maler zwischen Klassizismus und Romantik Füßli war. Dann gab es Niederländer zu sehen, eine faszinierende Landschaft von Turner. Das Ambiente mit sehr schönen alten Möbeln und kunsthandwerklichen Dingen war außerordentlich.

Mit den Kindern Ganz stand und stehe ich seit jener Basler Zeit in mehr oder minder lockerer Beziehung. In ihnen vereinigt sich das Basler Erbe mit dem für die Zürcher Ganz so spezifischen Witz, von dem ich durch die mit Emil Ganz verwandten Kienast schon immer gehört hatte. Emil, seinerseits ebenso witzig wie seine Brüder, hatte einst in ein Gästebuch geschrieben «Ich bin in meiner Brüder Kranz der ganz gewöhnliche Emil Ganz». Dabei war er alles andere als gewöhnlich.

Seine Brüder waren freilich, jeder auf seine Art, bekannt und berühmt, Paul als Holbein-Spezialist, Hans als Schriftsteller (der Roman «Peter das Kind» wurde viel gelesen), Rudolph der Musiker, der, unter sicher ungezählten ebenso amüsanten Aussprüchen, jenen getan hatte: er könne natürlich schon ein wenig schneller und lauter spielen als andere. Rudolph Ganz, der vor noch nicht langer Zeit hochbetagt in Amerika verstorben ist, wo er sein ganzes Leben als Pianist, Dirigent und Leiter der Musikhochschule Chicago zugebracht hatte, hat als Pianist in seinem Neffen Felix einen Nachfolger gefunden.

Heuer, im Jahr, da sich der Geburtstag von Ravel zum hundertsten Mal jährt, wird der eine und andere wieder auf den Namen von Rudolph Ganz stoßen: Ihm ist das dritte der unheimlichen Nachtstücke «Gaspard de la nuit» gewidmet, nämlich jener «Scarbo», der nach einem Gedicht von Aloysius Bertrand eine Hoffmanneske Spukgestalt beschwört und

eines der allerschwierigsten Werke der Klavierliteratur ist. Es brauchte wirklich einen Pianisten, der etwas schneller und lauter spielen konnte als andere, um dies äußerst anspruchsvolle Stück wiederzugeben. Jene Widmung an Ganz reicht in mythische Zeiten zurück, 1908, und zeigt, wie bekannt er als hervorragender Pianist war.

Ist es möglich, daß er damals in Basel war, als ein Familienfest auf einer der allerfrühesten Grammophonwalzen festgehalten wurde, die wir bei Paul Ganz als Kuriosum zu Gehör bekamen? Erinnerlich ist mir von jener Walze ein babylonisches Stimmengewirr, aus dem dann und wann eine einzelne Stimme mit ein paar verständlichen Worten heraustrat.

Ich wohnte während jenes Basler Semesters im Haus meiner Schwester und meines Schwagers Knuchel am Multenweg beim Neubad. Die Gegend war noch ländlich, und wenn man Spaziergänge zum Allschwiler Weiher oder in den nahen Wald unternahm, war man allein. Das gemütliche Haus hielt die Mitte zwischen vier andern, jedes mit seinem Garten vor und hinter dem Haus. Man blickte vom Hang in die unendliche Ebene zu den Vogesen, zum Schwarzwald, man sah nur Wiesen und Obstbäume.

Der Ton zwischen den Bewohnern war der ländlicher Nachbarschaft. Zur einen Seite wohnte Kapellmeister Becker, der Leiter der Oper am Stadttheater, zur andern Architekt Oberrauch mit seiner Familie, der mit meinen Geschwistern besonders befreundet war. Das eine Eckhaus war im Sommer von Alfred Von der Mühll und seiner Frau bewohnt, mit denen ich gelegentlich auf dem auf der Höhe gelegenen Tennisplatz spielte. Mit meinen Geschwistern und Oberrauchs hatte ich im Jahr 1927 eine Reise nach Stuttgart unternommen, wo die Weißenhofsiedlung als Architektur-Ausstellung zu sehen war. Das Haus von Le Corbusier, ein einziger Raum mit der Badewanne, in die man über eine halbhohe Mauer blicken konnte, galt als das extremste. Ich sah natürlich auch die Galerie mit ihren mich interessierenden Bildern, unter denen sich der Monet mit dem Mohnblumenfeld findet, zu dem ich immer wieder zurückkehrte.